

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Dementis	419
Hamburgo am Rheine. Von Marie von Dunen	421
Kulverjalgeschichte auf der Hochschule. Von Karl Lamprecht	432
Herbstsonett. Von Stefan Zweig	439
Der Chineser. Von Hanna Krüger	440
Weihtharzell. Von Sophocleswski	444
Amerikanische Erbsen. Von Hirschberg und Kleinschmidt	446

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1907.

Berlin, Wilhelmstrasse 3a
Inseraten-Annahme für "Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft E.
Insen-Expeditionen.
sowie durch sämtliche Anzei-

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 675 Direktion.

.. 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

.. 7914

.. 7915 } Kuxenabteilung.

.. 7916

Telegramme: Ulrichs.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

Bank für Werte ohne Börsennotiz G.m.b.H. Berlin, Wilhelmstrasse 70B.

Telegr.-Adr: Special-Bank.

Telefon: Amt I, 9816, 9841, 9850

An- u. Verkauf von Actien, Obligationen ohne Börsennotiz. Anteilen von G. m. b. H. sowie von Kuxen u. Bohr-Anteilen. Sonder-Abteilung für Deutsche Kolonialwerte. Ausführt Kurszettel u. Auskünfte stehen Interessent. kostenl. zur Verfügung.

Siedrino & Bolond - Robes-Manteaux

Berlin W.9, Bellevuestr. 4 I. Etage.

Salon eleganter Pariser Gesellschafts- und Strassen-Toiletten.

Spezialität: Abendtoiletten.

Sanatorium f. Magen-, Darm-
Leberleidende u.

Gallensteinkranke

Operationslose Kur.

Dr. med. Schürmayer
Berlin SW., Königgrätzer Str. 110c.



Wir bauen seit Jahren nur eine Type: Unsern 50 pferdigen grossen Tourenwagen. Wir bauen ihn daher vollendeter und preiswerter als jede andere Fabrik.

„Züst“ München „Züst“ Berlin „Züst“ Stuttgart
Clemenstr. 27 Unter den Linden 42 Königstr. 14



Berlin, den 21. September 1907.

Dementis.

I.

Am dritten September ist im Hannoverischen Courier ein Artikel erschienen, der als von einem „gelegentlichen Herrn Mitarbeiter“ stammend bezeichnet wurde und die Ueberschrift trug: „Unsere auswärtige Politik“. Das Meritorische des Artikels könnte zur Erwähnung keinen Grund bieten. Neben allgemeinen Redensarten, deren Stil schon auf unklares Denken schließen läßt, steht die mindestens unkluge Frage, ob Deutschland neutral bleiben würde, wenn es zwischen den Vereinigten Staaten und dem Kaiserreich Japan zum Kriege käme; eine Frage, die selbst ein sehr junger Gesandtschaftssekretär heute aus dem politischen Theil in die Rätchsecke der Zeitung weisen, nicht aber mit der Miene des Eingeweihten öffentlich erörtern würde. Diese Miene nimmt der „gelegentliche Herr Mitarbeiter“ des nationalliberalen Blattes an, um seine Personalwünsche und Personalbeschwerden ans Licht zu bringen. Er stellt sich höchst empört über die Thatsache, daß die Meldung, der Deutsche Botschafter in Washington werde wegen schlechten Gesundheitsstandes aus dem Dienst scheiden, „weder in energischer offiziöser Form dementirt noch die doch wohlbekannte Quelle zur Verantwortung gezogen worden ist.“ Er nennt diese Meldung die „Verdächtigung eines im Amt befindlichen Botschafters“ und behauptet, in den Vereinigten Staaten habe es „den schlechtesten Eindruck gemacht,“ daß „die unentschlossene Haltung der Reichsregierung“ solche „Verdächtigung“ ungefühnt ließ. Auch dieses thörichte Verede richtet sich selbst. In Washington weiß man so gut wie hier, daß unserem Botschafter der Abschied nur gewährt würde, wenn er selbst darum bäte und sein Besuch auf ein zwingendes ärztliches Gutachten gestützt wäre. Weder der Botschafter selbst noch die uns

befreundete Bundesregierung, bei der er beglaubigt ist, zweifelt daran, daß man sich zu solchem Personenwechsel hier sehr ungern entschliesse. Das Gerücht feierlich zu dementiren, war um so weniger Anlaß, als Baron Sternburg selbst mehr als einmal der Sorge Ausdruck gegeben hat, zu einer Unterbrechung seiner amtlichen Thätigkeit gezwungen zu werden, wenn seine Gesundheit sich nicht bessere. Wir können uns also die Mühe sparen, nach der „Quelle, die zur Verantwortung gezogen werden soll“, zu forschen. Das Ziel des Angriffes ist bekannt und im Kapitel der falschen Anschuldigungen noch Platz für ähnliche Thaten patriotischen Eifers. Wer die ungünstigen Gesundheitsverhältnisse eines Beamten erwähnt, verdächtigt ihn nach unserer Auffassung damit noch nicht. Und nur Verdächtigung ist „in energischer offiziöser Form“ abzuwehren.

Solche Verdächtigung unternimmt aber der „gelegentliche Herr Mitarbeiter“. Offenbar in dem Glauben, sie werde hingenommen werden, wenn er in dem selben Artikel dem Herrn Reichskanzler recht skrupellos schmeichle. Er hat die Güte, dem Fürsten Bülow die Meisterschaft für internationale Politik zuzusprechen; fügt dann aber hinzu, der Reichskanzler könne „große Fehler“ nicht vermeiden, weil er von der Politischen Abtheilung des Auswärtigen Amtes schlecht bedient werde. Während im Foreign Office einundzwanzig Herren arbeiten, die seit ihrem zwanzigsten Lebensjahr zur Diplomatie gehören, seien bei uns vier Herren aus der Konsulatskarriere in die Politische Abtheilung gekommen. Die Behauptung ist, so weit sie sich auf England bezieht, falsch. Auch in London pflegt man die Auswahl für den inneren Dienst nicht auf den Kreis der Beamten zu beschränken, die in einer Botschaft oder Gesandtschaft an wichtiger Stelle gearbeitet haben; diese Spezies ist heute im Foreign Office durch den einen Sir Charles Hardinge vertreten, dessen Stellung nur ein Ignorant der unserer Geheimräthe vergleichen kann. Bei uns hat der gerügte Wahlmodus sich durchaus bewährt. In dem Artikel werden die Geheimräthe Klemm, Zimmermann und Zahn als für ihren Posten untauglich bezeichnet. Auch dem Unterstaatssekretär, Herrn von Mühlberg, wird ungenügende Vorbildung für „hohe Politik“ nachgesagt; er wird ferner als „Eleve des Herrn von Holstein“ der maßgebenden Stelle denunziert. Einen Mann von dem Alter und Rang des Unterstaatssekretärs einen Schüler zu nennen, ist geschmacklos. Soll die häßliche Wendung aber nur sagen, Herr von Mühlberg habe, seit er aus der Handelspolitischen in die Politische Abtheilung versetzt worden ist, von deren früherem Leiter gelernt, so wäre solches Zeugniß als ein Lob, nicht als ein Tadel anzunehmen. In der selben Lage ist ja nicht nur der vorhin erwähnte Botschafter, für den sich trotzdem der „gelegentliche Herr Mitarbeiter“ in überflüssigen Schweiß redet,

sondern auch der Herr Reichskanzler, der nie vergessen wird, wie viel er dem Rath und Beistand des Herrn von Holstein zu danken hat. Die Legende von der holsteinischen Sonderpolitik ist aufgekomen, als Fürst Bülow krank war. Das Dementi, das damals ausblieb, ist leider auch jetzt noch zeitgemäß. Der Wirkliche Geheime Rath von Holstein hat in jedem Augenblick, insbesondere auch in der marokkanischen Angelegenheit, die vom Reichskanzler vorgeschriebene oder vor der Ausführung gebilligte Politik getrieben. Ob diese Politik gut oder schlecht war: der Reichskanzler allein hat sie zu verantworten. Nicht nur staatsrechtlich; ohne sein Wissen und Wollen ist nicht der kleinste Schritt gethan worden. Das festzustellen, wäre Pflicht des Ressortchefs, auch wenn den Herren, die im Dienst des Auswärtigen Amtes stehen oder gestanden haben, die Möglichkeit der Selbstvertheidigung durch den Strafgesetzbuch paragraphen 353 nicht so eng begrenzt würde. Der neuste Personalaktisch fordert zu noch schrofferer Abwehr heraus. Zwar müßte jeder Verständige sich sagen, daß ein Reichskanzler, der die Beseitigung schlechter Mitarbeiter nur mit der Hilfe von Presse und Parlament durchsetzen könnte, selbst kaum einen Schuß Pulver werth sein könnte. Fürst Bülow würde aber glauben, die einfachste Anstandspflicht zu verletzen, wenn er nicht unzweideutig erklären ließe, daß die Anschuldigung völlig unbegründet ist und die Leistungsfähigkeit der viergeschmähten Beamten sich stets auf der Höhe ihrer Aufgaben gehalten hat. Diese Erklärung ist schon deshalb nöthig, weil sonst der Glaube entstehen könnte, der Angriff werde von der den Angegriffenen vorgesetzten Behörde gebilligt oder habe wohl gar unter dem Schutze der Amtsflagge den Weg in ein geachtetes Blatt gefunden. Daß gerade liberale Blätter einen Artikel aufnahmen und weitergaben, der die bürgerlichen Räte des Auswärtigen Amtes beseitigen und die Konsuln als eine gens minor verrufen möchte, ist ja auffällig. Vielleicht hat man wirklich geglaubt, durch die Aufnahme den Dank einer vor oder hinter den Coulissen thätigen Persönlichkeit zu verdienen. Das wäre ein Irrthum. Der Herr Reichskanzler, dem Herkunft und Zweck der Intrigue nicht unbekannt sind, läßt sich durch plumpe Schmeichelei nicht von der Erfüllung der Pflicht abbringen, die Verdächtigung lüchtiger Beamten „in energischer Form“ zu rügen.

II.

Die Regierung der Französischen Republik hat den Mächten, die auf der Marokko-Konferenz vertreten waren, mitgetheilt, sie habe die Absicht, die Polizeitruppen für die marokkanischen Hafenstädte einstweilen aus französischen und spanischen Soldaten zusammenzusetzen. Der Text unserer Antwort ist bisher

nicht veröffentlicht worden. So konnte das Gerücht entstehen, das Deutsche Reich habe der Ausführung dieser Absicht, als einem nothwendigen Provisorium, zugestimmt und nur angedeutet, die Marokkaner könnten diese Art der Zusammenfügung als lästig empfinden. Auch diese Andeutung, wurde in einzelnen Zeitungen erzählt, sei nicht ernst gemeint; dem Botschafter der Republik sei gesagt worden, die berliner Regierung werde Frankreich keinerlei Schwierigkeit mehr machen, müsse nur die öffentliche Meinung erst an das neue Verhältniß gewöhnen. Diese Glisfirungen, deren Zweck leicht zu erkennen ist, fälschen Sinn und Wortlaut der deutschen Note. Sie weist nicht auf die Empfindungen der Marokkaner, sondern auf die Algeirasakte, deren erstes Kapitel das Polizeiwesen ordnet. Da heißt es: *La police sera recrutée par le maghzen parmi les musulmans marocains, commandée par des caïds marocains et répartie dans les huit ports ouverts au commerce. Nur le cadre des instructeurs de la police chrétienne soll aus französischen und spanischen Offizieren und Unteroffizieren bestehen.* Daß wir, als der neutrale Generalinspektor zugestanden war, diese Bestimmung annahm, war eine werthvolle Konzession, ein Beweis unsrerer Friedensliebe. Die Zumuthung, neue Beweise dieser Gesinnung zu geben, müßten wir ablehnen. Unter keinen Umständen werden wir über das in Algeiras Bewilligte hinausgehen. Wird die Hafenpolizei in Frankreich und Spanien rekrutirt, dann steht sie nicht unter der souverainen Macht des Sultans und kann natürlich auch nicht von dem Stabsoffizier einer neutralen Macht inspizirt werden. Dann wären die Häfen von französischen und spanischen Truppen besetzt und man könnte weder von internationaler Kontrolle noch von Gleichberechtigung reden. Die Marokkaner müßten glauben, zehn Signatarmächte hätten auf all ihre Rechte zu Gunsten zweier verzichtet und die dreizehnte, das Scherifenreich, sei der Kraft zu selbständigem Handeln beraubt. Nachgiebigkeit könnte uns nur Spott eintragen. Wir halten uns an den Wortlaut der Akte. Glaubt die Regierung der Republik sich durch ihn nicht gebunden, meint sie, wie ihr Gesandter in Casablanca gesagt haben soll, thun zu dürfen, was ihr angebliches Interesse verlangt, dann werden wir genöthigt sein, ihr zum Bewußtsein zu bringen, daß auch im internationalen Verkehr der Kontraktbruch strafbar ist. Das deutsche Volk hat nie daran gedacht, Marokkos wegen zu den Waffen zu greifen; aber es wird den schwersten Kampf nicht scheuen, wenn die Ehre des Reiches und das Wort des Kaisers angetastet werden soll. Die Verbündeten Regierungen müßten jeden Versuch, die Algeirasakte von irgendeiner Seite her zu durchlöchern, als eine sehr ernste Angelegenheit auffassen. Darüber ist der französischen Republik kein Zweifel gelassen worden.

III.

In der Indépendance Belge vom ersten September wurde erzählt, der Inhalt des Gesprächs, das Kaiser Wilhelm in Kiel mit dem französischen Abgeordneten Etienne hatte, sei jetzt bekannt. Der Kaiser habe zu dem Franzosen, der zunächst nur an Finanztransaktionen gedacht hatte, gesagt: „Deutschland und Frankreich, lieber Herr Etienne, müssen gegen England, China und Japan ein festes Bündniß schließen; diese drei Reiche sind unsere natürlichen Gegner.“ Der Abgeordnete habe erwidert: „Das könnte Frankreich nur, wenn ihm seine alten Grenzen wiedergegeben wären.“ Die Antwort Seiner Majestät habe in Achselzucken und liebendwürdigem Lächeln bestanden. Der Berichterstatter verbürgt sich für die Wahrheit seiner Darstellung und droht, er werde nach einer Ableugnung deutlicher werden. Wir haben die Geschichte bisher nicht erwähnt, weil wir annahmen, nirgends werde ein vernünftiger Mensch glauben, daß der Vertreter des Deutschen Reiches so zu einem Fremden, einem Franzosen gesprochen haben könne. Nun macht die Entfindung aber die Runde. In England wird schon erklärt, die Zusammenkunft in Wilhelmshöhe sei eine leere Formalität gewesen und in Berlin werde auf die „Politik des Krüger-telegrammes, des Dreijacks und der gepanzerten Faust“ nicht verzichtet. Auch in Ostasien wird mit der Behauptung, der Kaiser wolle zwei Kontinente zum Kriege gegen die gelbe Rasse vereinen, eine neue Deutschenhege begonnen. Wer dazu schwiege, gerieth am Ende in den Verdacht, er habe nichts zu erwidern.

An der ganzen Geschichte ist kein wahres Wort. Der Kaiser hat in fast zwanzigjähriger Regierung bewiesen, wie viel ihm an einem guten Verhältniß zu England liegt. Auch die ostasiatischen Völker haben nicht den geringsten Grund, ihm kriegerische Absichten zuzutrauen. Er hat Herrn Etienne mit keiner Silbe einen Bündnißplan angedeutet und hätte ihn nach einem Hinweis auf Elsaß-Lothringen weder angehört noch gar, wie er that, an den Reichskanzler adressirt. Der Informator des brüsseler Blattes, das der Französischen Republik bei passender Gelegenheit gern Nachbardienste leistet, rechnet nur mit der Möglichkeit, daß Herr Etienne ihm widersprechen werde, und sucht ihn durch Drohung einzuschüchtern. Er vergißt, daß der Widerspruch noch von einer anderen, seiner Rache unerreichen Seite kommen konnte: von dem für die Reichspolitik verantwortlichen Kanzler, für den von der Stunde an, wo solche Gespräche des Reichsoberhauptes möglich würden, kein Raum mehr wäre.

Diese Dementis sind in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung nicht erschienen. Das Reichsinteresse fordert sie. Der Reichskanzler schweigt.

Randazzo am Aetna.

Tagebuchseiten.

Freitag, am dreiundzwanzigsten Noember 1906.

Am Lavaklippenufer von Catania erwarte ich den Zug. Ueber der Brandung sind rosagoldene Töne; die Tage werden bereits bedenklich kurz. Sonst reist es sich im Herbst, auch im Spätherbst, wundervoll in Sizilien. Das Land ist ziemlich fremdenimmun, die besonnte Ferne hat einen milchweißen Dunst, überall die Weinlese, mit rothgelbem Laub und purpurnen Trauben, in den Gärten jener berückende Zweiflang der mattsaphirblauen Plumbagoblüthen, der tiefvioletten Winden. Aber die Tage werden kurz.

Endlich kam der Zug. Wir fuhrn durch merkwürdige Orangenhaine; ein erstarrtes Gewühl von wild umhergeworfenen schwarzen Lavablöcken; und zwischen ihnen und über ihnen das Laub von unzähligen Orangen und Limonen, von weißen Blüthen durchdunstet, von Früchten durchleuchtet. Ein eben so graufames wie üppiges Land.

Immer war der Aetna in Sicht. Vor mehreren Wochen hatte ich ihn zuerst erblickt. Ich wanderte auf der einsamen Epipolaebene bei Syrakus, inmitten uralter Hausfundamente, verlassener Brunnen, von lila Irisblumen und aromatischem Rosmarinkraut umgeben. Da, mitten in flimmernd hellen Wolkenstreifen, ragte plötzlich Etwas in unwahrscheinlicher Höhe in die Luft. Wie eine mahnende Erscheinung. Seitdem war seine Nähe immer instinktiv fühlbar gewesen; auch wenn unsichtbar, verschleiert: er war da, beherrschte die Insel und das Meer.

Eine blaugraue Dämmerung, mit einigen Sternen: im schwachen Schein des ersten Mondviertels erhob sich der Berg im matten, aber gewaltigen Umriß; gespensterhaft schimmerte hoch oben der Schnee. Am Weg wuchsen Agavenhefen; ihre langen, starren Blätter krümmten sich, reckten sich, selbst in dieser Beleuchtung, klar umschritten. Hinter ihnen Olivenwälder; ein unbestimmtes, grausilbernes Geflimmer.

Ein langsamerer Zug ist kaum denkbar. In dem Salonwagen der ersten Klasse saßen einfache Leute; bei uns würde man sie in den anderen Abtheilungen vermuthen. Eine junge Frau, zwei Männer und ein Kind stiegen ein; bereitwillig rückten Alle zusammen. Der kleine Junge, wie erzählt wurde, vier und ein halbes Jahr alt, trug ein weißes Peluchebaret und ein rothes, mit Spizen besetztes Pelucheröckchen; die Mutter, im schwarzen sizilianischen Mantel, ihre Hände handschuhlos und verarbeitslet. Der Onkel oder Hausfreund nahm den Kleinen auf seine Knie und gab ihm eine Cigarette. Doch wohl ein Chokoladenscherz? Nein: das Würmchen verlangte Feuer und rauchte die Cigarette ruhig bis zu Ende. Die Mutter sah unruhig zu, sagte aber kein Wort.

Eine Stunde nach der anderen verlief. Draußen immer der blaß beschienene Aetna und geisterhafte Bäume. Die Meisten, auch die Gesellschaft mit dem Kind, waren ausgestiegen; so sah man wenigstens bequem. Ich kam mit den Uebriggebliebenen, zwei Herren, ins Gespräch und erlaubte mir eine vorichtige Bemerkung über frühzeitiges Rauchen. Entrüstet versicherten sie, es sei eine „sporcheria“ gewesen. Daß ich nach Randazzo wollte, war schon aus meiner Unterhaltung mit dem Schaffner bekannt geworden. Alle hatten die offenbar excentrisch erscheinende Thatsache leise erörtert. Jetzt hofften die Herren, daß ich zu dieser Nachtstunde noch Obdach finden werde; wahrscheinlich sei Alles jedoch bereits geschlossen.

Vorsichtiger Weise hatte ich telegraphirt, und als endlich Randazzo angerufen wurde, trat ein feierlich gekleidetes Individuum an den Wagen und stellte sich mir als den Gasthofsbefitzer vor. Aus der Finsterniß tauchte noch ein zweites Wesen empor, ergriff meine Taschen, zündete eine Laterne an: und zwischen dunklen Mauern ging es nach der kleinen Stadt. Es war erst halb Zehn: in Randazzo anscheinend nachtschlafende Zeit. Die Gassen waren ausgestorben, nur selten ein erleuchtetes Fenster zu sehen; an einer fernen Ecke stand eine Gruppe schwarzverhüllter Männer, in der Grabesstille waren nur unsere Schritte vernehmbar. Plötzlich ragte eine gewaltige, dunkle Kuppel neben mir empor. Noch einige Schritte: und der Mond schien auf mächtige Thürme und auf eine normännische Fassade. Das war ja imposant; wie kam es, daß ich von dieser Pracht noch niemals gehört hatte?

Dann hielten wir vor einem Haus, gingen eine schmale Treppe herauf und ein ganz nettes Zimmer wurde mir geöffnet.

Vom Fenster sehe ich auf die weißbeschienene Kathedrale.

Randazzo, am vierundzwanzigsten November 1906.

Sowie ich aufwache, sehe ich hinaus. Es war ein Mondscheintrag gewesen: die Fassade entstammt klar und deutlich dem neunzehnten Jahrhundert. Nicht übel, im Stil korrekt, ohne jegliches Interesse. Aber wie reizvoll, wie unerwartet sind diese Frauengestalten, die über den Domplatz gehen, die Stufen hinaufschreiten und im Portal dunkel verschwinden! Alle sind in Weiß geküllt; es ist der kurze, knappe sizilianische Mantel, der, glatt über den Kopf gehend, sich um die Schultern schmiegt und in prachtvollen Falten herabhängt. Anderswo ist er schwarz, mit violetter oder blauem Futter; hier ist er durchgängig weiß und diese vorbeihuschenden weißen Gestalten wirken in der mittelalterlichen Umgebung wie aus einem Mysterienspiel, wie ein Chor von Dienerinnen aus der „Prinzessin Maleine“.

Ich beile mich und bin bald draußen. Der Dom war gewaltig groß geplant worden. Die Kuppel und die Schiffe sind aus dem zwölften Jahrhundert, steigen wuchtig empor. Herrlich das Gefüge der tiefdunklen Laoblöcke; dabei sind sie ganz unregelmäßig geformt und auffallend groß.

In den schmalen Straßen mit ihrem prächtigen italienischen Quaderpflaster komme ich auf Paläste aus jener feudalen Zeit, die der kleinen Aetna-stadt ihr Gepräge verlieh. Es ist die Zeit der Verschwörungen und Fehden, der aragonesischen Dynastie und ihrer unbotmäßigen Vasallen. Durch diese Gassen flirren noch die Panzer der Herzöge und Barone.

Hierher kam damals, wie ein Wetterleuchten, die Kunde von der Niedermehlung der verhassten Franzosen, in jener Vesperstunde von Palermo. Man hatte es erhofft, geplant; nun war es, unerwartet früh, zur Thatfache geworden. Jubelnd rottete man sich in diesen engen Straßen zusammen, fiel über die Fremden her, tötete Alle, Männer, Frauen und Kinder, auch die Sizilianerinnen, welche Franzosenbrut unter dem Herzen trugen. Die Heerstraße von Palermo nach Messina führt hier vorbei; bald kam Peter von Aragonien mit seinen Truppen nach Randazzo. Nicht nur als einem klugen und wohlwollenden Herrscher, vor Allem als dem Schwiegersohn des Königs Manfred, ihres letzten Herrschers aus dem Normannen- und Hohenstaufengeschlecht, wurde ihm mit Begeisterung gehuldigt.

Sein Enkel, Johann, war Herzog von Randazzo; ein gefeierter Ritter, tollkühn im Krieg, in Staatsangelegenheiten erfahren und gewandt. Nach dem Tode seines Bruders wurde er Reichsverweser und Vormund des jungen Neffen. Er war auch Herzog von Athen. Nachdem die aus der Sizilianischen Vesper erwachsenen Unruhen sich gelegt hatten, verlieh eine bunt zusammengewürfelte Rittertruppe Sizilien und zog nach Griechenland, Abenteuer suchend. Erst kämpften sie für den Walthar von Brienne, Herzog von Athen; dann kam es zum Bruch. Sie ermordeten ihn und seine ganze Familie und boten aus alter Anhänglichkeit ihrem hochverehrten König das Herzogthum an. Er verlieh es dem jüngeren Sohn. So wurde Johann von Randazzo Herzog von Athen.

Johanns Todfeind war der mächtigste Baron Siziliens, Matteo Palizzi. Er versuchte, den König Peter gegen den Bruder zu hegen: es gelang ihm nicht; auf der Ponte dell'Amiraglio vor Palermo waren die Brüder, einander verfehnt, in die Arme gesunken. Später raunte er dem jungen König Ludwig ins Ohr, der Vormund trachte ihm nach Leben und Krone. Wie oft, wie haßerfüllt wird der Name des Conte Matteo hier genannt worden sein! Palizzi hatte nichts Befestendes, hatte aber einen unerschütterlichen Glauben an seinen Stern, war immer von Wahrsagern und Astrologen umgeben. Wie ein gekröntes Haupt trat er auf. Er hat Münzen geprägt; in seinem Namen wurde Recht gesprochen. Als sich das Volk von Messina gegen den verhassten Despoten erhob, ihn lebend in Stücke zerriß, seine Gattin, die hochmuthige „Margarita tedesca“, zu Tode marterte, erklang Jubel in diesen Lavapalästen.

Dort ist der Palazzo Ducale, ein malerisches, verwittertes Gebäude mit bezauntem Thurm. In Prachtgewändern, auf Goldmosaikgrund, schaut Johann

von Randazzo, Herzog von Athen, noch heute vom Chor des Domes von Messina auf uns herab. Manches ansprechende Motiv findet man in den kleinen Palästen, hier gekuppelte Bogenfenster, gewölbte Thorwege, hier überspannt ein reichverzierter Spitzbogen einen schmalen Durchgang. Warme, goldviolette Schatten werfen einige ausladende Sparrendächer, geschmackvolle Flachornamente von eingelestem weißem Marmor zeigen den in Sizilien so häufigen arabischen Einschlag. Aus der alten Zeit stammt noch der San Martino-Thurm. Seine tiefgrauen Lavaquadern sind schimmelig, mit senfgelben Flechten; aus den Ritzen sprossen sahle, schwankende Gräser.

Eine der engen Seitengassen verfolgend, komme ich durch ein gothisches Stadthor ins Freie; pralle förmlich zurück: so überraschend schön ist das Bild. Lückenlos von der alten Ringmauer umgeben, zieht sich Randazzo mit einheitlich verwachsenem, gleichgetöntem Gedränge von Thüren und Dächern am Abhang entlang. Hart an der Mauer stürzt die Felswand in das Thal. Dort unten windet sich ein Strom, zieht sich ein Steinaquädukt, hebt sich eine Reihe von der Sonne durchleuchteter, goldgelber Pappeln vom Felswandsschatten. Als Abschluß die auf Bogen überführte Straße, hinter der sich Berge verketten. Aus dem Dunkel des Thorwegs kommen Frauen mit kassisch geformten Amphoren auf dem Haupt; in stolzer Haltung ziehen sie den Flußpfad herunter, manchmal durch Felsblöcke und Agaven verdeckt. Eine stilifite Landschaft, von beglückender Harmonie.

Dann schlendere ich nach dem Gasthof zurück. Wie wohlherzogen sind die Sizilianer überall, wo der Fremdenverkehr sie nicht verdirbt! Als ein einziges Mal Kinder mich um Soldi bitten, wird es ihnen von Vorbeigehenden unterzagt. Eine mir fehlende Ansichtskarte suchend, trete ich an ein kleines Winkelgeschäft. Hier ist noch der unberührte mittelalterliche Ladentypus; eine breite Platte, mit zwei steinernen Sizen nach der Straße zu, an dieser Oeffnung die aufgestapelten Waaren, dahinter ein dunkler, gewölbter Raum. Der Besitzer und ich durchstöbern seinen ganzen Vorrath, bis wir auf das gesuchte Bild des alten herzoglichen Palastes kommen. Er umwickelt die Karte sorgsam, reicht sie mir mit vornehmer Geste und sagt, indem er die vier Pfennige entgegennimmt: „Grazie a Lei, i miei rispetti.“

Nach dem zweiten Frühstück ziehe ich durch das Hauptthor auf der alten Landstraße heraus. Erst eine üppige, baumreiche Gegend; dann kommt, unermuthet, die ödste Erstarrung. Schwarzgrau der Boden, schwarzgrau das umhergeschleuderte Gestein. Aber sonderbar: Dies ist ja ein Lavadorf, mitten in der Verwüstung! Niedrige Häuser sind aus den dunklen Schlacken geschichtet, mit rohen Dächern und Thüren versehen, mit aufgehäuften Mauern umfriedet. Kein lebendes Wesen regt sich, nur ein mattbläulich-grünliches, wolfsmilchähnliches Unkraut sprießt aus dem schwarzen Gefümmel. Eine lange,

tote Strecke, dann wieder Fruchtbarkeit und Farben. Auf der weiten Ebene grünt die zarte Winterfaat, dazwischen lichtdurchscheinene, zitronenfarbige Herbstbäume und hinter ihnen die tiefblaue Masse des Aetna. Eine Farbenorgie hier, anderswo bereits trüber November.

Langsam, übersichtlich steigt der Aetna aus der Ebene empor. Ich betrachte die Spitze betrübt; eine andere Jahreszeit: und ich wäre heute vormittags oben gewesen. Von Randazzo kommt man gut herauf; sobald jedoch der frische Schnee gefallen ist, läßt man sich nicht mehr auf Besteigungen ein.

Noch immer giebt es ein annehmbares Aetnagehölz; früher erstreckten sich undurchdringliche Arwaldgebiete. Dort war es aber nicht geheuer. Eines Tages striegelte der Stallknecht des Bischofs von Catania das Pferd seines Herrn; plötzlich scheute es und sprengte davon, sprengte durch die Schluchten und Thäler des Mongibello. So hatten die Araber den Aetna genannt. Das Wort bedeutet Berg des Feuers. Der Knecht eilte dem Pferd nach, konnte es nicht finden und irrte angstvoll in den Wäldern umher. Da, durch eine enge Felskluft sich zwängend, sah er vor sich eine Blumenebene und in deren Mitte einen herrlichen Palast. Zaghaft betrat er die Schwelle; und siehe: da ruhte der König Artus auf prächtigen Kissen. Der König blickte ihn an und fragte, was er suche. Darauf ließ er das verlaufene Pferd ihm zuführen und sagte, hier liege er und franke an den Wunden, die ihm in der Schlacht gegen den treulosen Neffen, Mordred, und gegen den König Schilderich von Sachsen geschlagen worden seien. Zur Zeit der Normannenkönige wurde Dieses dem Gervasius von Talbury von Bewohnern des Landes erzählt. Sie hatten auch die kostbaren Geschenke, die bei dieser Gelegenheit König Artus dem Bischof übersandte, mit eigenen Augen gesehen.

Nach dem Tode des geliebten Königs Friedrich des Zweiten von Aragonien hieß es, er sei gar nicht gestorben, er lebe in einer Höhle des Mongibello. Hier war er einsam und für die Welt tot; an den Abhängen nisteten sich Klöster, in denen verwitwete Königinnen nach dem Hofglanz und Hofhader ihre Ruhe suchten und fanden. In einem von ihm erbauten frommen Stift am Aetna erwartete der Reichsoberweser, Herzog Johann von Randazzo, den Tod.

Die Linien des gewaltigen Berges sind anscheinend überaus einfach; und doch läßt jede wechselnde Beleuchtung ungeahnte Klüfte, Untiefen und Abgründe erkennen. Da liegt er, ruhig, harmlos; aber die Spitze umkräuselt ein giftig Schwefeldampfbrodem.

Weiter und weiter führt die Straße in das Land. Nur hin und wieder begegne ich bemalten sizilianischen Karren, bemäntelten Reitern auf Maulthierren und Pferden. Eine breite, einsame Ebene, von Hügeln und Bergen umgrenzt. Die Luft ist durchsonnt, aber frisch; es ist herrlich zum Gehen. Doch sehe ich nach der Karte und nach der Uhr; die Landstraße hat sich weit von der Aetna-

bahn entfernt: ich kann den Zug in Maletta nicht mehr erreichen. Schade: hier beginnt das Herzogthum Brontö, dort in der Ferne, in der Nähe von Maletta, ist das Kloster Maniakos, im Mittelpunkt von dem noch heute Nelsons Nachkommen gehörenden Besitz. Der Name Nelson erweckt hier eine pittoreske, aber unerbauliche Gedankenverbindung. Auf der Höhe seines Ruhmes hatte er sich in Neapel rettungslos in dem Zauber der schönen Lady Hamilton verstrickt. Gewandt schmeichelte die Königin Marie Karoline der Geliebten des Admirals; so ließ Nelson eine blutige Reaktion gewähren. Ihm und seinem Land gereichte die Schwäche zur Schmach. Dies Herzogthum Brontö war sein Lohn.

Der Ruf des großen byzantinischen Feldherrn, Maniakos, ist fast einwandfrei zu nennen. Allerdings starb er als Empörer gegen seinen kaiserlichen Herrn; verdienen kann man es ihm nicht. Glänzend hatte er in Syrien gegen die Sarazenen gefochten, aus der Beute des erstürmten Edessa gelang es ihm neben anderen Kostbarkeiten ein authentisches, eigenhändiges Handschreiben des Herrn Jesus Christus an den ehemaligen König von Edessa dem beglückten Hofe von Byzanz zu senden. Dann besiegte er, es war in der Mitte des elften Jahrhunderts, hier, zu den Füßen des Mongibello, fünfzigtausend Araber in einer furchtbaren Schlacht. Die Unentschlossenheit des prinziplichen Admirals, eines Schwagers des Kaisers, brachte ihn um die Früchte des Feldzuges. Er machte dem Prinzen heftige Vorwürfe. Dieser klagte ihn des Hochverrathes an und in Byzanz wurde Maniakos in Fesseln gelegt. Unter den Nachfolgern mußte man, nothgedrungen, den gewaltigen Kriegsmann in Gnaden annehmen und er schlug die Normannen aufs Haupt. Als er darauf wieder am Hofe verdächtigt wurde und sein Sturz bevorstand, zog er das Schwert gegen den Kaiser. Witten in der Siegeslaufbahn wurde er ermordet.

Also kehre ich um. Schafsheerden, Ziegenheerden kommen von der Weide, auch die rothen, autochthonen Kühe Siziliens. Die Rasse ist noch älter als die uralte Heerstraße, auf der alle Eroberer der Insel mit ihren Truppen gezogen sind, Griechen und Punier, Römer und Byzantiner, Araber, Normannen, Spanier und Bourbonen. Nur wenig anders wirkten wohl auch in vergangenen Jahrtausenden die Landleute, die heute, wie damals, ihre Heerden heimwärts treiben. Auf Maulthieren sitzend, Unterschenkel und Füße mit Streifen umwickelt, tragen sie auf dem Kopf eine bartelförmige oder gewebte Mütze und hüllen sich in dunkle, rauhhaarige Mäntel. Jetzt wird mir das „Schladendorf“ klar; die Heerden, einzelne Esel, einzelne Kühe wenden dort ein, von Hirtenknaben bewacht. Einer von ihnen singt ein langausgedehntes, eintöniges Lied; ohne Melodie, mit ungewohnten Intervallen, mit wiederkehrenden, fremdartigen Modulationen. Nur im griechischen und altlateinischen Kirchentone habe ich Ähnliches gehört wie diese sizilischen, auf den Feldern vernehmbareren Lieder. Das ist tausendjährige Ueberlieferung; zur Zeit des Theokrit haben die Hirten des Aetna ähnlich gesungen.

Hinter dem Mongibello war die Sonne verschwunden. Ein unendlich fein verbreitetes, goldenes Licht umgab die blaue Kasse des Berges. Im Osten schimmerte ein mattes, rosenrothes Dunstgewebe, ein glänzender Hauch von Wolkenspinnt, darunter rosa- und lichterfarbige Berge. Während ich, immer weitergehend, den Blick nicht davon wenden konnte, verwandelte sich das zarte Lustgestimmer in leidenschaftliches, blutrothes Erglänzen. Es erlosch und Alles wurde sanft und blau. Ich ging zwischen großen, geheimnißvoll wirkenden Bäumen; sie waren weich umflossen, schattenhaft, visionär und die Heerstraße, mit den dunklen Umrißen vereinzelter Heerden, senkte sich auf Randazzo. Mit seinen verwitterten Mauern und Thoren und Thüren lag dort, im blauen Thaldunst, die Stadt, von taubengrauen und lavendellila Bergketten umgeben.

Von so viel Schönheit ganz benommen, kehrte ich durch die schwach erleuchteten, einsamen Gassen nach dem Gasthof zurück. Als ich ankam, schien der Mond. Der Gasthof war früher ein Palazzo und stammte zum Theil aus dem vierzehnten Jahrhundert.

Es geht dort komisch, aber ganz sympathisch zu. Die Nacht war ja unschön; die eiserne Bettstelle wankte so, daß ich unbeweglich dalag, um einem Zusammenbruch zu entgehen; außerdem war das Bett unnatürlich hart, die Decken waren etwas dünn, und da aus dem geöffneten Fenster eine wundervoll reine, aber kalte Bergluft wehte, wurde ich erst nach geraumer Zeit einigermaßen warm. Immerhin: dafür war ich die langweilige Gesellschaft im Hotel Timeo los; hier gab es keine Amerikanerinnen, die Einen fragen: „Don't you like Taormina. it's such a nice place for shopping?“ Die Tochter des Wirthes, ein vierzehnjähriges Mädchen, war die Bereitwilligkeit selber; morgens schleppte sie mir heißes Wasser in erfreulichster Menge heran, prallte aber bestürzt vor dem Anblick meiner auf dem buntglasierten Kachelboden aufgestellten Gummibadewanne zurück. Beim Frühstück fragte man mich, ob mir Butter gefällig sein würde, und ich ging darauf ein; man lief treppauf, treppab, es wurde gehämmert, gebohrt und viel gesprochen. Dann erschien der „cameriere“ (es war der nur etwas ältere Bruder der Kleinen) mit einer frisch geöffneten Büchse mailänder Butter. Mittags und Abends gab es „Etna rosso“ aus den Weinbergen vor dem Thor.

Randazzo, am fünfundzwanzigsten November 1906.

In dieser zweiten Nacht verstanden das Bett und ich uns bereits besser. Morgens drangen Stimmen durch das offene Fenster; auf dem Domplatz standen Gruppen umher. Hier die Männer in dunklen Kapuzenmänteln, dort die Frauen in den weißen Mänteln, die, wie ich erfahren habe, man nur in Randazzo trägt. An einer Seite waren Töpferereien aufgestapelt; sie wurden besehen, betastet und gekauft. Immer mehr Nachbarn und Nachbarinnen kamen heran, wurden begrüßt, beteiligten sich am summenden Gespräch. So ist es

gemiß seit endlosen Generationen an jedem Sonntagmorgen auf dem alten Domplatz gewesen.

Ich ging hinüber; in der dunklen Kathedrale schimmerte es wie von einem Flug weißer Tauben; wundervoll umränderte der weiße Stoff die Kopf- und Schulterlinien all dieser knienden, betenden Frauen.

Dann zahlte ich meine Rechnung. Da der Wirth mich zu so später Stunde selbst abgeholt hatte, erschien es mir damals ungerath, einen Preis zu vereinbaren; seine Forderung war jedoch überaus mäßig. Er bestand noch darauf, mich auf den Bahnhof zu geleiten; wir sprachen über die Bodenverhältnisse und über den Weinertrag. Ich fragte nach der Auswanderung. Ja, Einige zögen von hier hinüber, meistens kämen sie jedoch zurück. So dieser junge Mann, der dort auf dem Bahnsteig auf und ab ging. Es war ein gut-angezogener, gutaussehender, kräftiger Mensch. Ich sah ihn neiderfüllt an; unsere Auswanderer bleiben drüben.

Dann kam der Zug; mit einigem Umsteigen und mit Schlafwagen fahre ich geraden Weges durch nach Berlin.

Dort Forderung des Tages: Winterkleider besorgen und „Hohenloh“ lesen.
Marie von Bunjen.



Der Pogrom.*)

Neine Braut wollt' ich besuchen
Am dem Tag der wüßen Gräuel;
Alle lagen da im wüthen
Knduel.

Aus dem großen Leichenhaufen
Ströme dunklen Blutes drangen;
Nägel steckten in den Augen,
Wangen.

Sie, die heilig mir gewesen,
Ward ein Opfer roher Lüfte:
Nägel bohrten sich in ihre
Brüste.

Geodor Sfologub.

*) Aus dem Bande „Russische Lyrik der Gegenwart“ (Balmont, Bruffow, Bunin, Hippinus, Rinistij, Sfologub), der nächstens bei R. Piper & Co. erscheint.



Universalgeschichte auf der Hochschule.*)

Langst hat ein Anhänger der historisch-politischen Richtung der Geschichtschreibung die Gesamtlage der historischen Wissenschaften mit Offenheit in den Worten zusammengefaßt: „Die Geschichtswissenschaft von heute ist nicht mehr die selbe, die sie vor 1870 war. Die Generation der großen Geschichtsforscher, die Zeit der Ranke, Treitschke, Sybel und so weiter ist dahin und jählbar ist der Mangel an beherrschenden Persönlichkeiten. Es fehlt nicht an feinen Geistern und großen Gelehrten: Kofer, Wards, Harnad. Aber auch diese Männer reichen an Fülle und Utkraft der Persönlichkeit nicht an die Geschichtsforscher der früheren Generation heran. Und wie werden sie durch das Unkraut der kleinen, allzu kleinen Geister überwuchert! Die Wahrheit ist, daß sich der Spezialisismus auf dem Gebiete der geschichtlichen Wissenschaft in bedingender Weise breit macht. Darunter leidet vor Allem der philosophische Geist. Denn die Feststellung von Thatsachen ist ja noch nicht als Wissenschaft in vollem Sinn zu rechnen. Schillers schöne Antrittsrede: Was ist und zu welchem Ende studiren wir Universalgeschichte?“ verdient heute wieder recht viele und recht aufmerksame Leser. Das Ziel der Wissenschaft bleibt doch, von den Begebenheiten zur Entwicklung aufzusteigen, von Zeiten und Menschen zur Menschheit und zur Menschheitidee. Man muß leider sagen, daß man in vielen Erzeugnissen modernster Geschichtswissenschaft vor geschichtlicher Methode schon fast keine Geschichte mehr sieht. Und ein Zweites noch leidet unter dem Spezialisimus: die Form, das Künstlerische. Die oft beliebte grundsätzliche Scheidung von Wissenschaft und Kunst ist ein Dentschler. Alle Wissenschaft muß schließlich wieder zur Kunst werden, alle Analyse zur Synthese aufsteigen.“

Ich stelle dies lange (und doch schon beträchtlich gekürzte) Citat an die Spitze meiner Bemerkung, weil ich glaube, daß es eine innerhalb eines Kreises von Forschern, dem ich persönlich nicht angehöre, weit hin verbreitete Ansicht zum Ausdruck bringt. Für meine Person (und ich darf sagen: für den Kreis aller kulturgeschichtlichen Forschung der Gegenwart) bringt es in seinen positiven Forderungen nichts Neues. Denn die Kulturgeschichte der Gegenwart ist an sich Universalgeschichte; es giebt keine neueren kulturgeschichtlichen Werke von Bedeutung, die nicht unmittelbar universalgeschichtlich wären oder doch wenigstens unter dem großen Zeichen universalgeschichtlicher Betrachtung ständen; und die Richtung ist schon längst durch eine im Ausland weitverbreitete Zeitschrift mit dem charakteristischen Titel *Revue de synthese historique* vertreten. Man darf also sagen: In der Forderung universalgeschichtlicher Studien finden sich heute beide Hauptrichtungen der historischen Wissenschaft, die kulturgeschichtliche und die historisch-politische, einmüthig zusammen; und jede von ihnen kann hier im Weltkriegen mit der anderen am Besten zeigen, ob sie das Charisma wahrster Erkenntniß besitze.

Nicht minder aber weisen auch die praktischen Forderungen des Tages auf einen energischeren Betrieb der Universalgeschichte: so die Expansion aller großen Nationen und nicht zuletzt der deutschen hin über die Welt, so die Weltfriedensbestrebungen, die bald entgegenstrebend, bald fördernd diese Expansion begleiten. Denn es ist klar, daß beide Tendenzen allein auf Grund eingehender universal-

*) Diesen Vortrag hielt Geheimrath Lamprecht auf dem dresdener Historikertag.

geschichtlicher Kenntnisse selbst auch nur gepflegt, geschweige denn kraftvoll gefördert werden können; und es ist bekannt, daß es an solchen Kenntnissen gerade unserer Nation in einem Grade gebricht, der mit ihrer Anschauung, daß sie auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft unbedingt Führerin sei, im Widerspruch steht.

Universalgeschichtliche Studien können aber auf deutschem Boden ersther betrieben und wirksamer geltend gemacht werden nur durch Vermittlung der Universitäten. Und so wird ihre Einrichtung alsbald eine Frage des Universitätsunterrichtes, der höheren Pädagogik. In diesem Sinn möchte ich sie hier behandeln. Ich bin mir dabei bewußt, zugleich einer guten alten Ueberlieferung der Historikertage zu folgen: nicht zum Anhören beliebiger historischer Vorträge, sondern zur Diskussion praktischer Fragen des Hochschulunterrichtes und der wissenschaftlichen Forschung sind diese „Tage“ eingeführt worden.

Die erste Frage, die sich auf dem soeben abgegrenzten Gebiet erhebt, ist die der allgemeinen wissenschaftlichen Arbeitorganisation der Lehrkräfte. Jede Universität hat heute mehrere historische Lehrstühle; ist innerhalb der Reihe dieser Stühle für eine Vertretung der Universalgeschichte überhaupt gesorgt? Und vor Allem für die Vertretung einer modernen, also in irgend einer Weise synthetischen Universalgeschichte? Die Frage muß verneint werden; denn durch die mechanische Belastung einzelner Lehrstühle mit einem besonderen Lehrauftrag für eine oder auch wohl mehrere universalgeschichtliche Vorlesungen, wie sie in Preußen gelegentlich versucht worden ist, kann sie natürlich nicht beantwortet werden. In Leipzig, wo vier Ordinarien der Geschichte neben einander wirken, von denen nur zwei bestimmt begrenzte Lehraufträge haben, ist mit dieser scheinbaren Tesorganisation ein überaus wichtiges Mittel stets lebendiger und zeitgemäßer Fortbildung des Charakters der Lehrstühle je nach den Anforderungen der Wissenschaft gewährleistet; und dieser Zustand hat dazu geführt, daß jetzt wohl allein an der sächsischen Landesuniversität unter allen Universitäten deutschen Namens tatsächlich eine Arbeitsteilung besteht, die man als neueren Ansprüchen angemessen bezeichnen kann: dort wirkt je ein Ordentlicher Professor der Geschichte für alte Geschichte, für mittelalterliche Geschichte und historische Hilfswissenschaften, für neuere Geschichte und für Kultur- und Universalgeschichte.

Ist die Theilung des historischen Unterrichtes so geregelt, daß für Universalgeschichte und, da diese vornehmlich Kulturgeschichte ist, zugleich für Kulturgeschichte eine volle Lehrkraft zur Verfügung steht, so handelt es sich in deren Thätigkeit nach altem Verkommen besonders um Vorlesungen und seminaristischen Unterricht.

Von diesen beiden Berufsaufgaben bieten schon die universalhistorischen Vorlesungen eigenartige Schwierigkeiten; und über diese soll zunächst, nach immerhin schon einigen persönlichen Erfahrungen, die Rede sein. Da ist denn das Erste, daß diese Vorlesungen überhaupt erst wieder einzuführen und den Studierenden mündgerecht zu machen sind: denn so gern sie unsere Urgroßväter in dem damals möglichen Inhalt und Stil gehört haben, so wenig sind sie den späteren Generationen, deren Sinnen vornehmlich der nationalen Einheit und damit der vaterländischen Geschichte galt, noch eingehend vorgetragen worden. Und da heißt es denn, über Quantität wie Qualität dieser Vorlesungen sorgsam zu Rath gehen. Es wird gut sein, zunächst nur mit einigen, heute unbedingt notwendigen Vorlesungen, etwa über die koloniale Expansion der großen europäischen Völker, die Geschichte der Vereinigten Staaten, die Geschichte der großen asiatischen Mächte, zu beginnen.

Und diese Vorlesungen müssen durch Kollegia über europäische und besonders auch nationale Siedlungsgeschichte, über deutsche Kulturgeschichte und allgemeine Kulturgeschichte der europäischen Völker ergänzt werden: sei es, daß auch hierfür der Vertreter der universalgeschichtlichen Vorlesungen zugleich und vielleicht sogar vornehmlich mit eintritt, sei es, daß dafür, wie in Leipzig für die Fragen der Siedlungsfunde, besondere Lehrkräfte wirken.

Ist aber so zunächst eine erste, unumgängliche Reihe von universalgeschichtlichen Vorlesungen dem Lehrprogramm als ein besonderer, wichtiger und unverbrüchlicher Bestandtheil eingefügt, so naht die pädagogische Frage im engeren Sinn: Wie können die Stoffe solcher Vorlesungen den Studirenden verständlich und womöglich auch noch schmackhaft gemacht werden? Denkt man die Probleme, die sich hier erheben, an der Hand der konkreten Stoffe durch, so ergibt sich, daß sie schließlich alle auf ein einziges Problem hinauslaufen: das der möglichsten Veranschaulichung der besonderen Umwelt, des Milieus der fremden Kulturen. Denn durch diese Umwelt vor Allem unterscheidet sich die Entwicklung fremder Völker von der des eigenen; ja, faßt man den Begriff weit genug, eigentlich nur durch sie. Dabei spielen dann auch klimatische und geographische, kurz: räumliche Fragen eine Rolle; und insofern wird die Geographie zu einer wichtigen Hilfswissenschaft jeder Universalgeschichte. Allein diese Fragen erscheinen im geschichtlichen Vortrag und Studium doch immer auf den Menschen bezogen; es handelt sich also im Engeren um Anthropogeographie und damit um eine schon halb historische Wissenschaft. Für den Vortragenden aber gilt dabei jedenfalls praktisch und pädagogisch der Satz, daß, will er diese Umwelt seinen Zuhörern wirklich anschaulich nah bringen, er ihrer vorher erst selbst in persönlichem Erleben Herr gemorden sein muß; mehr als sonst heißt es hier für ihn: Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehn. Wie man daher heute von einem Vertreter der alten Geschichte schon ganz allgemein verlangt, daß er den Kulturboden der alten Mittelmeervölker selbst betreten haben müsse, so ist für den günstigen Verlauf universalgeschichtlicher Vorträge die erste Bedingung, daß der Vortragende selbst im Lande des behandelten Volkes gewesen sein oder mindestens Länder sehr verschiedener hoher Kultur persönlich kennen gelernt haben müsse.

Wie aber nun die in solchen fremden Aufhalten gesammelten Erfahrungen den Zuhörern anschaulich vermitteln? Es giebt dafür, so weit ich Versuche gemacht habe, nur eine wirklich durchschlagende Methode: die Mittheilung auch in der Form persönlicher Erfahrung. Denn jede andere Mittheilung verdunkelt und verfehlt; sie kann am Ende als Surrogat wohl einmal mit gebraucht werden, ist dann aber von dem Gebiete persönlicher Erfahrung streng zu sondern. Aus dem Gesagten ergibt sich am Besten eine Doppelmethode für die Behandlung universalgeschichtlicher Kollegien: man trage den Stoff der historischen Erzählung vor und man ergänze diese Erzählung, am Besten wohl in besonderen Stunden, durch eingehende Darstellung des selbst erlebten Milieus. So wird man, zum Beispiel, beim Vortrag der Geschichte der Vereinigten Staaten etwa zweistündig fortlaufend den historischen Stoff darbieten und natürlich durch die einschlägigen Hilfsmittel, Kartendemonstrationen und bibliographische Angaben, unterstützen; daneben aber mögen, etwa in einer Stunde, persönliche Erfahrungen über Land und Leute vorgetragen werden. Diese Erfahrungen werden dann bei einem Historiker selbstverständlich wesentlich historischen Charakters sein und sich eingehend namentlich auch auf historische Deut-

mäter, dies Wort im weitesten Sinn genommen, beziehen. Doch hiermit allein ist es in dieser Aufsatzkunde noch nicht gethan. Was mitgetheilt wird, muß den Zuhörenden noch gegenwärtiger gemacht werden. Zu welcher Weise etwa: Das mag wiederum am Beispiel der Vereinigten Staaten, ein dazu geeigneter Apparat klar machen. Dieser Apparat besteht aus einigen Duzend Ansichtensalben hervorragender Städte und Landschaften, Albums, wie sie gerade in der Union sehr schön hergestellt werden, ferner aus einer großen Anzahl eigener photographischer Aufnahmen von Dingen, die den Historiker interessieren und sonst kaum im Bilde festgehalten werden; zum Beispiel: aus Photographien reinen Steppensbodens und der Wirkungen des ersten Anbaues auf ihm, Bildern aus dem Leben der primitiven Urproduktion, namentlich auch des Waldbrennens und Rodens, Bildern werdender Städte, Typenbildern der Urbevölkerung, der Neger und ihrer Mischungen, der amerikanischen Vertreter europäischer Nationen, typischen Bildern des Milieus kleiner Landstädte der alten Vankregegenden, insbesondere von Massachusetts u. s. w. Mit Alledem und einschlägigen Erklärungen dazu lassen sich die Zuhörer ziemlich wirksam auf amerikanischen Boden versetzen. Daneben aber müssen noch Mittel eingestellt werden, die den Zuhörer zwingen, sich selbst von sich aus in Amerika geistig heimisch zu machen. Das wirksamste dieser Mittel ist wohl das Abonnement auf einige charakteristische Zeitungen und die Verteilung dieser Zeitungen an die Zuhörer; jeder von ihnen soll im Verlauf des Kollegs einige Nummern verschiedener Blätter erhalten. Insbesondere läßt sich in der Geschichte der Vereinigten Staaten durch das Halten von deutsch-amerikanischen Zeitungen, vor Allem auch durch die Lecture ihrer Annoncen, am Leichtesten in die Verhältnisse speziell der Deutschen einführen; in diesem Fall wird selbst das Abonnement von Wochen- und Monatschriften geistig rentiren.

Handelt es sich in den universalgeschichtlichen Vorlesungen allein oder doch hauptsächlich nur um die Tradition des historischen Stoffes (durch eine Behandlung dieser Tradition in der geschichterten Weise wird, wie die Erfahrung lehrt, gewöhnlich schon eine ziemlich aktive Theilnahme der Studirenden ausgelöst), so hat das Seminar besonders dieser aktiven Theilnahme, der Forschung selber zu dienen.

Kultur- und universalgeschichtliche Seminarien bestehen bisher noch nirgend; auch keine deutsche Universität besitzt ein solches Institut. Doch weiß man aus einer jüngst ohne mein Wissen und Wissen veröffentlichten Notiz, daß ein solches Seminar jetzt an der Universität Leipzig geschaffen werden soll. Da die Nachricht davon einmal in die Oeffentlichkeit gedrungen ist und die Gründung des Seminars thatsächlich schon seit Jahren vorbereitet wird, so mag jetzt hinzugesagt werden, daß seine Ausstattung ausreichend zu werden verspricht. Für die Bibliothek stehen, außer gewissen Beständen des bisherigen Allgemeinen Historischen Seminars der Universität, aus Schenkungen etwa fünfzigtausend Mark zur Verfügung; man hofft, die Sächsischen Stände werden noch zwanzigttausend Mark bewilligen. Gewiß ist mit Alledem erst eine Bibliothek ermögligt, wie sie sich für die einschlagenden Studien als unbedingt notwendig herausgestellt hat: noch viel bleibt trotzdem zu thun übrig. Doch bezeugt das opferbereite Interesse, das einflußreiche Privatpersonen verschiedenen Berufes und Standes, insbesondere neuerdings spontan Verleger wie C. Hirtzel in Leipzig, F. A. Berthes in Gotha, auch die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin, dem erst am ersten Oktober 1908 zu eröffnenden Seminar schon jetzt durch reiche Schenkungen bewiesen haben, wie allgemein die Gründung eines kultur- und universalgeschichtlichen Seminars als notwendig erachtet wird.

Durchführen läßt sich freilich eine solche Gründung nur an den größeren Universitäten. Denn wie auch immer man sich Aufgaben und Thätigkeit dieses Seminars denke: immer bedarf es dazu nicht nur großer Mittel, sondern auch eines stärkeren, in der nöthigen Zusammenlegung nur an größeren Universitäten ständig vertretenen Lehrpersonals. In Leipzig ist eine Gliederung des neuen Seminars in Aussicht genommen, die, vorläufig an der Eintheilung der Bibliothek am Deutlichsten zu ersehen, als central zunächst den Betrieb der deutschen Kulturgeschichte in Aussicht nimmt: denn in mütterlichem, nationalem Boden müssen alle universalgeschichtlichen Studien wurzeln, sollen sie nicht der besten Vergleichsmomente verlustig gehen und geilem Wachsthum und frühem Absterben verfallen. Ja, es erscheint von diesem Gesichtspunkte aus nothwendig, sogar noch tiefer als hies bis in die nationale Geschichte hineinzu- und fundamentiren: und darum wird, räumlich eng mit ihm verbunden, neben das kultur- und universalgeschichtliche Seminar ein besonderes Seminar für Landesgeschichte und Siedlungskunde treten.

Von der nationalen Geschichte aus aber steht zunächst, auf dem breiten Boden der allgemeinen Kulturgeschichte, die Entwicklung der europäischen Völker in seminaristischen Uebungen zur Behandlung; und jenseits von diesem Gesichtskreis entwickelt sich das Studiengebiet des Seminars noch mehr zur Geschichte der Entwicklung der außereuropäischen Staaten und fremder Völker überhaupt. Darum erscheint in der Seminarbibliothek neben der deutschen eine germanische, skandinavische und englische, eine romanische und slavische Abtheilung; ferner werden Abtheilungen der europäischen Expansion wie der fremden, mittelamerikanischen, indischen, ostasiatischen Kulturen zu entwickeln sein. Und wenn nicht so sehr in der äußeren Anordnung, so doch innerlich gleichsam erst abgeschlossen und gekrönt wird das Ganze der Bibliothek durch Abtheilungen über die Geschichte der Weltreligionen, wie gleichzeitig in die urzeitliche Entwicklung der Menschheit hinein durch eine kleine völkerkundliche Abtheilung Fuß gefaßt wird.

Zu Alledem kommen dann noch die Hilfswissenschaften: nicht so sehr der historischen Quellenanalyse wie der historischen Synthese, wenn auch die Analyse der Quellen selbstverständlich die ständig grundlegende Arbeitsweise des Seminars bilden wird. Da sind in einer Abtheilung die philosophischen Hilfswissenschaften vertreten: Nationalökonomik und Soziologie, Rechtsphilosophie und Politik, Religionsphilosophie und Ethik, während eine andere ein Weniges von der statischen, vor allem aber die genetische Psychologie und in ihr wiederum besonders die Völkerpsychologie wie die Psychologie der Kinder und der menschlichen Altersperioden, Jugend, Mannesthum, Greisenalter, aufnimmt.

Natürlich kann ein Programm seminaristischer Thätigkeit im Bereich des soeben abgegrenzten Feldes nur da durchgeführt werden, wo in dem Personal der historischen Dozenten die entsprechenden Hilfskräfte, daneben mindestens auch ein Sinologe und womöglich ein Japanologe, Kräfte für die Hilfswissenschaften wie für ein dem Ganzen vorzuordnendes, in den elementaren Betrieb der historischen Hermeneutik und Kritik überhaupt einführendes Proseminar zur Verfügung stehen. Das wird im Allgemeinen nur an den großen Universitäten möglich sein; und auch hier vielleicht nur unter besonderen Umständen. Für Leipzig sind die hieher gehörigen Fragen schon jetzt ohne große Schwierigkeit beantwortet worden.

Dabei ist es aber nicht die Aufgabe, das ganze reiche Programm alsbald

in jeder Hinsicht und gleichmäßig, wenn überhaupt jemals gerade in der soeben skizzierten Form und Ausdehnung, durchzuführen. Hier hängt vielmehr Alles von den verfügbaren Personen und Mitteln ab; und bewußt muß betont werden, daß ein Erfolg erst unter der Beherrschung des *Sages Mal étroit qui trop embrasse* gegeben sein kann. Soll sich aber in der Beschränkung der Meister zeigen, so gilt es um so mehr, an wenigen, wirklich richtig gewählten Stellen anzufangen und für diese auch die Bibliothek besser auszubauen. Diese Stellen sind zunächst mit der deutschen Geschichte gegeben: breit wird da die Kulturgeschichte der Nation zu durchforschen sein; in den neueren Zeiten vornehmlich auch mit Rücksicht auf die Geschichte der Wissenschaften und der Geschichtswissenschaft insbesondere, um aus der ständigen historiographischen Verührung mit den Problemen der eigenen Wissenschaft den Blick für deren gegenwärtige und künftige Aufgaben zu schärfen. Daneben aber ist dann vor Allem die Kulturentwicklung solcher Nationen, die mit der deutschen gar keine oder fast gar keine Verührung gehabt haben, zu verfolgen, um den Blick über Alles, was menschliche Möglichkeit heißt, zugleich auch zu weiten: darum wird dem Studium der chinesischen und japanischen Kultur besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden; es fehlt gerade hierzu schon jetzt nicht an Lehrern und Schülern. Neben uns inhaltlich und räumlich fernen Kulturen aber wird dann die Kultur der Gegenwart, in der die Konsequenzen der heutigen materiellen Kulturentwicklung Europas besonders scharf gezogen sind, den Seminarübungen einen gern gewählten Stoff liefern: die Kultur der Vereinigten Staaten. Dies um so mehr, als wir hier vielfach in unseren alten deutschen Landsleuten Fleisch von unserem Fleisch begegnen und, genau betrachtet, eigentlich alle Wirksamkeit und Same auf teutonischem Untergrunde wächst. Die Abtheilung der Bibliothek, die sich auf die Vereinigten Staaten bezieht, ist schon jetzt nicht übel ausgestattet; man findet darin zum Beispiel die Kongressakten und die Statuten *at largo*.

Doch alle diese einzelnen Uebungsweize würden der tiefsten Grundlage, nämlich einer von vorn herein geschärften und geschulten Kraft genetisch-psychologischen Verständnisses entbehren, würde nicht für deren Entwicklung in besonderen Forschungstunden gesorgt. Es ist zwar nur ein propädeutischer, aber doch ein Punkt von hoher Wichtigkeit, der uns in die eigentliche kultur- und universalgeschichtliche Hilfswissenschaft, die genetische Psychologie, hineinführt. Genetische Psychologie läßt sich bekanntlich sehr verschieden treiben; am Weitesten gefördert erscheint sie jetzt durch Wandts großes Werk als Völkerpsychologie. In Leipzig speziell empfiehlt sich bei dem hohen Stande des psychologischen Wissens und Wonnens der sächsischen Elementarschullehrer, deren tüchtigsten bekanntlich das Universitätsstudium offen steht, wie bei dem Arbeitseifer der etwa tausend leipziger Lehrer der Volk- und Bürger Schulen, vor Allem auch die Kinderpsychologie als Untersuchungsgegenstand zu entwickeln, so weit sie nach dem biogenetischen Leitmotiv für die historische Erkenntnis Bedeutung hat. Dabei wird natürlich nicht verkannt, daß diese Bedeutung begrenzt ist; und daß es der Durchbildung eines starken Sinnes und einer festen Methode psychogenetischer Kritik bedarf, soll diese Bedeutung völlig klargestellt werden. Aber eben dieser Zusammenhang macht die Kinderpsychologie für kulturgeschichtliche Schulung besonders geeignet. Zugänglich aber wird das Gebiet der Kinderpsychologie für die Anwendung als historische Hilfsdisziplin vor Allem in der Entwicklung der kindlichen Zeichnung. Denn nur auf diesem Gebiet ist die

nothwendige Vergleichbarkeit mit der Entwicklung niedriger Kulturen leicht herzustellen. Zum volleren Verständniß dieses Zusammenhanges bedarf es vielleicht noch eines weiteren Nachholens. Bekanntlich ist Methode und Technik des kulturgeschichtlichen Vergleiches nirgends weiter fortgeschritten als auf dem Gebiete der Kunstgeschichte; freilich auch auf keinem so leicht zu handhaben, da hier die Denkmäler unmittelbare Eindrücke vermitteln, die nicht erst durch das Dazwischentreten der Sprache oder irgendeines anderen, sei es mimischen, sei es musikalischen Ausdrucksmittels getrübt erscheinen. Auf dem Gebiete der vergleichenden Kunstgeschichte aber sind wiederum die primitiven, nur der Ornamentik angehörenden Perioden von besonderem Interesse, weil sich in ihnen der Parallelverlauf der Entwicklung der künstlerischen Anschauung fast aller wichtigen Kulturvölker mit der gesicherten Aussicht auf Erfolg bearbeiten läßt. So wird jetzt, zum Beispiel, nachdem Hirschelmann die Entwicklung der chinesischen Ornamentik darge stellt und damit die innere Geschichte der chinesischen Kunst in den beiden letzten Jahrtausenden vor Christus aufgeschlüsselt hat, mit fruchtbarem Eifer an der Vergleichung der Entwicklung der primitiven chinesischen und der germanischen Kunst gearbeitet; und ich kann mittheilen, daß sich die Stilprinzipien beider Entwicklungen völlig sicher und unter den werthvollsten Eindrücken in die fundamentalen und elementaren Verschiedenheiten der Massenanlage und des nationalen Charakters verfolgen lassen. Diese Methode kann nun natürlich auf die Urzeiten aller anderen Völker und damit auch auf die der Völker niedriger Kulturen, jener Völker, die Vörsing Völker ewiger Urzeit genannt hat, überhaupt ausgedehnt werden und kann dort zur Aufstellung von regelmäßig aufeinanderfolgenden Entwicklungsreihen führen, deren Denkmäler dann, weil auf den verschiedensten Gegenständen, Werkzeugen, Waffen, Wohnstätten verbreitet, eine Periodisirung der Kulturentwicklung niedrig stehender Völker überhaupt gestatten würden. Man versteht dabei, daß es sich bei der Durchführung solcher Forschungen um nichts Gerings handeln würde: das Ergebnis würde die Festlegung einer relativen Chronologie von Kulturzeitaltern für niedrig stehende Völker, würde die Historisirung der Völkerkunde sein.

Dies Ziel ist nun vielleicht schon an sich und allein aus dem völkerkundlichen und urzeitlichen Material heraus zu erreichen. Zuverlässiger aber wird es gesichert und errungen, wenn die bis zu einem gewissen Grade parallele und in noch viel fernere Tiefen der Menschheitentwicklung zurückführende Kinderpsychologie, und zwar speziell die Lehre von der Genesis und den Entwicklungsperioden der Kinderzeichnungen, hinzugenommen wird.

Man sieht leicht, wie hier kulturgeschichtliche Erforschung der Urzeiten und hilfswissenschaftlicher Betrieb der genetischen Psychologie einander so verschlingen, daß eine besonders lehrreiche und auch wissenschaftlich vielversprechende Durchführung in seminaristischen Übungen möglich wird. Darum sind solche Forschungen in Leipzig schon früh ins Auge gefaßt worden; und dem künftigen Seminar steht bereits jetzt ein Archiv von über hunderttausend Kinderzeichnungen aus allen wichtigeren Völkern des Erdballs zur Verfügung, während für die Ornamentik der menschheitlichen Urzeiten durch eine besondere Sammlung von Abbildungen in dem Skriptikon-Material des Seminars gesorgt sein wird.

Man wird in diesem Augenblick vielleicht den Eindruck haben, daß die zuletzt erwähnten Studien sich aus dem Bereich der historischen Forschung zu sehr

entfernen, vielleicht sogar, daß sie unter den gewöhnlichen Bedingungen studentischen Lebens gar nicht durchführbar seien. Beides wäre gleich falsch geurtheilt. Eine schon sattfam vorliegende Erfahrung hat vielmehr gezeigt, daß diese Studien (und noch vielmehr die früher erwähnten) sich mit der selben Leichtigkeit wie andere historische Studien treiben lassen und daß sie der studentischen Welt um so lieber sind, als sich in ihnen, im Bereich der Ausarbeitung schon ganz einfacher Dissertationen, auf bisher noch kaum erschlossenen Arbeitsfeldern Ergebnisse von sehr beträchtlicher wissenschaftlicher Tragweite gewinnen lassen. Den Beweis dafür erbringen auch sichtbar die beiden Reihen der von mir herausgegebenen wissenschaftlichen Untersuchungen. Doch stehen diesen Uebungen besonderen Charakters natürlich weitaus überwiegend solche Untersuchungsgebiete gegenüber, in denen die Methode keineswegs gleich weit von dem kulturgeschichtlich Herkömmlichen abweicht.

Sind die Dinge so weit in der ruhigen Arbeit der letzten Jahre gefördert worden, so wird dieser glückliche Verlauf vor Allem dem Wohlwollen und der vertrauensvollen Einsicht der der Universität vorgesetzten Behörden verdankt. Wir sind in Sachsen in dem seit jetzt fast einem halben Jahrtausend klassischen Lande deutscher wissenschaftlicher Erziehung und deutschen wissenschaftlichen Unterrichtes. Und die Professoren dürfen heute, wie ihre Vorfahren, dankbar rühmen, daß ihnen Land und Leute, nicht am Wenigsten Obrigkeit und Herrscher, die Erfüllung dieser Aufgaben in jeder Hinsicht erleichtern, ja, hilfreich fördernd überhaupt erst ermöglichen.

Leipzig.

Professor Dr. Karl Lamprecht.



Herbstsonett.

Die Tage stiegen längst die goldne Leiter
Des Sommers nieder. Spätglanz wärmt das Land.
Die Schatten wachsen früh und fallen breiter
Von allen Bäumen in des Abends Hand.

Im Laube glänzt noch, wie vom Wind verschlagen,
Manch reife Frucht. Der Felder Brust liegt bloß
Und Wolken, die sich westwärts überjagen,
Machen den Himmel ernst und ruhelos.

Ueber die Wälder, die sich rasch entblättern,
Zittert schon unrastroll der Schwalben Flug.
Und all Dies mahnt: Nun sei dem Herbst bereit.

Bengst Du Dich morgen zu der Landschaft Buch,
So blinkt vielleicht schon ans den bunten Lettern
Des Lebens liebtes Wort: Vergänglichkeith.

Wien.

Stefan Zweig.



Der Chines.

Die Kinder haben „Gute Nacht“ gesagt und sind mit der Mutter hinausgegangen. Im Wohnzimmer sitzen Vater und Tante Marie einander am großen runden Tisch schweigend gegenüber. Noch vom Essen her liegt das Tisch Tuch; durchaus nicht mehr blüthenweiß. Marie stellt aus Brotkrümeln geometrische Figuren zusammen und betrachtet verstoßen ihren Schwager: runder Bauernschädel; große, grobe Hände. Weit zurückgelehnt im bequemen Korbsessel, die Füße vorgestreckt, die rechte Hand in die Hosentasche versenkt, saugt er an seiner Virginia. Der emporgehobene Kopf und die zusammengewachsenen Brauen geben ihm den Anschein, als betrachte er mit größter Mißbilligung das goldgerahmte Oelgemälde über dem Sofa: eine feine, geistvolle Frau in altmodischer Tracht; augenscheinlich eine Verwandte der Schwestern. Ehe die Luif' vorhin mit den Kindern hinausgegangen war, hatte sie eine Weile neben Marie gestanden, unter dem Bild. Alle Drei die dunklen Augen mit den schweren Lidern, den etwas großen, aber gut geschnittenen Mund, das runde Kinn; doch die hohe, gewölbte Stirn, der schwermüthige Blick, der Zug von Bitterkeit um den Mund — geistige Verwandtschaft — nur bei Marie.

Vom Nebenraum her klingt Kleinkinderweinen und das besänftigende Summen und Trällern der Mutter. Emil richtet sich auf und klopft bedächtig die Nische von seiner Cigarre. Dann zieht er langsam die Hand aus der Hosentasche, beugt sich weit über den Tisch, sieht der Schwägerin in die Augen, deutet mit zurückgezogenem Daumen über seine Schulter hinüber nach dem Zimmer, aus dem die Stimmen kommen, und sagt gedämpft: „Weißt, Marie, ich sag' Dir's im Ernst: Der da“ (der Daumen zuckt energisch), „ce-gosso là, an Dem bin ich ganz unschuldig.“

„Wie meinst Du Das?“ fragt Marie und sieht ihn mit großen Augen an.

„He! Wenn man schon drei Duden hat! Ich hab' gethan, was man kann Fichtre! Ça coûte, les enfants, tu sais. Ich hab' keine mehr wollen. Sapristi!“

„Die Luif' hätte wohl gern noch ein Rädel gehabt“, erwidert Marie.

„He!“ Emil beugt sich noch weiter vor. „Verstehest denn nit? Bist doch auch verheirathet.“ Um Marias Mund zuckt's verächtlich. „Ich kann nit der Vater zu dem Kind da sein“ (mit Kopfbewegung nach hinten).

„Ach, geh!“ ruft Marie, schroff zurückweisend, und runzelt die Stirn.

Emil lehnt sich zurück; die Hand wird wieder in die Hosentasche versenkt. „Ja, willst es nit wahr haben. Aber weißt: ich kanns nit sein. Ich kenn' mich aus mit so ebbes. Nein, nein, sie“ (wieder Kopfbewegung nach hinten) „hat gut schwägen, ich wäht' nit von mir, wenn ich abends Eins getrunken hätte; so viel weiß ich immer noch, fell kannst mir glauben. He! Sapristi!“ Beide schweigen.

Die Mutter tritt wieder ein, das stillvergnügt am Schnuller saugende Jüngste im Arm. Mit strahlendem Gesicht hält sie es der Schwester entgegen. „Schau nur das goldige Kerlele an! Wies jezt brav ist! Gell, Ditti? Schmedts, Kleinsle?“

Emil brummt übelklingig: „Geh doch mit dem Bub' nous! Was willst denn mit Dem hier? Weißt doch, daß ich ihn nit sehen mag.“

„So? Jangst jezt auch noch an, wenn die Marie ein paar Tag zu Besuch da ist?“ ruft seine Frau und stellt sich vor ihn hin. „Hast noch nit genug? Rimm doch auch Rücksicht auf die Marie; die ist ein so wüstes Gemache nit gewohnt; hat einen feineren Mann kriegt als wie ich.“

„Ach, Luis!“ murmelt die Schwester.

„He! Die Marie kann schon wissen, daß Der da mit mein Bub ist.“

„So? Und wem seiner denn, wenn man fragen darf?“ höhnt die Luis’.

„Meine Meinung, was meine Meinung darüber ist, die hab’ ich Dir ja, dent’ ich, schon gesagt.“

„Hahaha!“ Die kleine schwarzhaarige Luis’ ver schluckt sich vor Lachen. „Bleibst wirklich bei dem dummen Zeug? Weißt, Marie, was er sagt? Weißt, wer der Vater zum Buble sein soll? Hahaha!“ Sie stellt sich vor Marie hin und fährt mit mühsam gedämpfter Stimme fort: „Der Chinese, sagt er, der das Zimmer da vorne gemiethet gehabt hat vorigen Herbst! Jetzt weißts.“ Und sie lacht wieder, tippt sich auf die Stirn und telegraphirt der Schwester mit Augenzwinkern und Kopfbewegung nach dem Mann hin: „Total verrückt!“

„Aber Emil!“ ruft Marie vorwurfsvoll.

„Eh bien, Marie, je te dirai pourquoi . . .“

„Warum?“ fällt die Frau ihm ins Wort. „Willst wissen, warum, Marie? Weißs Buble, als es auf die Welt kommen ist, den ganzen Kopf voll schwarze Haare gehabt hat! Ja, zuck’ Du nur die Achseln.“ fährt sie, jetzt doch ärgerlich, mit blitzenden Augen den Mann an. „Das hast selbst gesagt. Weil Du Dich giffest hast, einfach. Hättst Dir auch was Gefcheiters ausdenken können! Denn weißt, Marie, ’s Burgerts Karl hats doch genau so gehabt; und überhaupt; wie viele Kinder! Dann sind Das also Alles Chinese, he?“ Sie hält athemlos inne und schaukelt das Kind in großen Schwingungen.

Emil richtet sich schwerfällig auf, schänkt bedächtig von dem Rothwein ein, der in einer Glaskaraffe vor ihm steht, thut einen mächtigen Zug und stellt das Glas auf den Tisch, daß Alles klirrt. Dann dreht er sich zu seiner Frau hin und mißt mit verächtlichen Blicken die kleine Gestalt von oben bis unten: „Schwägen kannst! Aber die Hauptsach’ hast doch vergessen zu sagen: daß Du die halben Tag bist mit ihm zusammengesessen, mit dem wüsten Kerle!“

„He! Wüsten Kerle! Der hat nit wüher ausgehaut als mancher Andere. Und was kann Einer auch dafür, wie er ausschaut!“

„Ja, schwäh Du!“ brummt Emil.

„Weißt, Marie,“ fährt die Luis’ fort, ohne ihn zu beachten, „’s arm Männle hat mich halt dauert. ’s war gar so allein und hat nur können Englisch gut sprechen. Da hab’ ich halt manchmal mit ihm schwäh. Ich hått’ selber mit gemeint, daß ich noch so viel Englisch wüßt. Die Mama selig“ (sie wirft einen Blick auf das Delgemälde) „hat ja immer drauf gepaßt, daß wir ordentlich was lernen sollten. Weißt, und da hat er mir erzählt von da, wo er daheim ist, und hat mir immer die Brief’ übersetzen wollen von seim Vater und seine Brüder. Ein guter Kerle wars; und so vergnügt war er, daß er Jemand gehabt hat, dem er hat erzählen können!“

„He jo! Schwäh Du! Das glaubt Dir bi Gott noch lang Niemand. Da müßt’ man ja die Weiber nit kennen — he! — und auch die Mannsküt nit. Werden auch nit aus anderm Teig gebaden sein in dem China.“ Emil zuckt mit überlegener Miene die Achseln. „Wird sich daher sehen und von seim Vater schwägen . . .“

„Sind halt nit alle Leut so umständlich mit ihrem Mundwerk wie Ihr Schwäger! Weißt, Marie, und die französisch Schwäger, Das sind die Schlimmsten; wenn Die

mal schwächen, ist gleich was Mühs. Hättst nur hören sollen, das Gethu und Gemache vom Emil, sobald das arm Männle nur ein paar Minuten hier gewesen ist bei mir, wenn er nit daheim war! Ich hab ihm deshalb dann natürlich schon nimmer davon sprechen mögen; aber die Kinder haben halt von dem Chines' schwätzt, daß er ihnen Gutsle gebracht hätt'. Ja, ich sag' Dir, ganz mild ist er als worden, der Emil, daß man hat meinen können, er woll' Einen gerad' umbringen."

"Ja, erst noch", brummt Emil und unterdrückt ein Lächeln geschmeichelter Eitelkeit.

"Schließlich hat ers so arg getrieben," fährt die Luis' fort, "daß ich mich ganz gefürchtet hab', und hats nimmer leiden wollen, daß der arme Chines' herüberkam. Da bin ich ihm halt aus 'm Weg gengan. Aber jetzt" (damit wendet sie sich an den Mann) "wo Du mir doch so nit glaubst und auch auf das arm unschuldig Buble deshalb einen Jörn haßt, jetzt sollst es doch einmal wissen, was für ein guter Kerle der Chines' war . . ."

"Du kannst ihm ja nach," erwidert Emil, ohne sich zu rühren.

Die Luis' lacht übers ganze Gesicht. "Das sagst jetzt, gelt? Weißt, Marie, damals, als es uns so schlecht ging und er" (mit Kopfbewegung nach dem Mann hin) "s Geschäft hat aufgeben müssen, weil er sich immer von Anderen bereben läßt und blüht sich doch sonst so gescheit" (sie zwinkert der Schwester verschmigt triumphirend zu) "und man noch gar nit wußt', ob man überhaupt was wärd' übrig behalten, — also da verwißt mich doch mal der Chines' und fragt, warum ich denn nimmer daheim wär', wenn er küm'; ob ich ihm was übel genommen hätt' und böß auf ihn wär'. Ich sag': nein, Das wärs nit; aber ich hätt' jetzt so viel Anderes im Kopf. Er fragt weiter, ob er mir helfen könnt'; die Kinder hätten ihm erzählt, daß ich so viel immer weinen thät'. Ich sag', ich hätt' so argeß Jahnweh. Weißt, man magß doch Fremden nit so sagen, wies mit Einem steht. Man mißt' sich ja schämen."

Emil brummt etwas Unverständliches.

"Ja, brumm' Du nur! 's ist doch so. Ich bin sowas nit gewohnt gewesen von daheim, gelt, Marie? Also 's muß ihm dann doch Jemand gestekt haben, wies mit uns steht. Am nächsten Tag kommt ein Briefle von ihm, ein ganz netts; es thät' ihm so leid, er könnt' Das nit mit ansehen, wie ich mich sorgen müßt' (it makes my heart ache, hat er geschrieben), und ob ich wollt' dreitausend Franken annehmen für die Kinder. Er hätt' sie gerad' übrig und er thät's gern. Ja, siehst: das gut' Männle!"

"Ach daß!" ruft Emil ungläubig. "Dreitausend Franken? Das sind Flaunen."

"He ja, Du! Glaubst wieder nit, gelt? Nimm's Buble derweil, Marie!"

Triumphirend geht die Luis' an ihren Nähstich und kramt ein Billet hervor. Emil liest es langsam durch und reichts der Schwägerin; dann fragt er in gereiztem Ton: "Warum haßt mir denn damals nit gesagt davon?"

"He, zu was denn? Ich durft' ja nit mal mehr seinen Namen in den Mund nehmen, so wüthig warst auf ihn. Was hättst denn auch gedacht? Welt, Du weicht's schon! Denkt ja so immer gleich 's Schlechteste von Einem."

"He nu", erwidert Emil nachdenklich; und nach längerer Pause: "Aber . . . haßt denn nit genommen, das Geld?"

"Ich glaub', Du bist nit gescheit! Kein gut's Wort ihm gönnen und die

dreitausend Franken in den Sack stecken: Das hält' Dir gepaßt, gelt? Ja —!“ Sie nimmt hastig das schlafende Kind der Schwester ab und tritt im Lauff, sanft wiegend, mit dem rechten Fuß vor und zurück.

Emil sagte überlegend: „He nu — en ce cas . . . Das hab' ich ja nit gewußt. Trois mille francs — sapristi! Ça vaut la peine, ça! Da hält' man schon mal . . . hm!“ Er zündet sich mit großer Umständlichkeit eine frische Virginia an, lehnt sich in den Sessel zurück und versinkt in tiefes Nachdenken. Die Luif' schaukelt das Kind und lächelt triumphirend vor sich hin. Marie blickt mit gerunzelter Stirn aus halbgeschlossenen Augen forschend auf den Schwager.

Da: ein Faustschlag auf den Tisch unterbricht die Stille.

„Dreitausend Franken! Sacré dieu! Und wenn schon . . . Nachher wär' er in seinem China gewesen . . .“

Das Kind ist aufgewacht und fängt zu schreien an. Der Vater erhebt sich schwerfällig und betrachtet es nachdenklich. „He! Du! Was hast Du denn zu plärren alleweil?“ Dann wirft er einen sächtigen Blick auf seine Frau, die sich über den Kleinen gebeugt hat, und senkt: „Eh bien, c'est égal! Krätzdumm seid Ihr ebe mal, Ihr Weiber! Adieu zusammen; ich gang jetzt zum Schoppen.“

Krachend fällt die Thür ins Schloß.

„St, st, st!“ Die Mutter beschwichtigt das Kind und sieht glücklich lächelnd zur Schwester hin, die blaß vor Empörung aufgesprungen ist. „Haß gehört, Marie? Angefprochen hat er's Süble! 's erst' Mal!“

„Aber Luif'!“ ruft Marie. „Ich versteh' Dich nicht. Hast Du denn kein Empfinden für — ja, ich finde keinen milderer Ausdruck — für die Gemeinheit . . .?“

Die Luif' setzt sich mit dem Kind in den Korbstuhl. „Wegen dem Geld, meinst? Daß er das gern gehabt hält? Je ja, schon. Aber weißt, so ist er halt. Was soll man da machen?“

Marie schüttelt den Kopf. „Das begreif ich nicht. Daß Du Dich damit so leicht abfindest! Daß Du nicht empört bist! Auch schon über den Verdacht . . .“

Die Luif' lacht hell auf. „He! wenn er schon nicht mal mehr eifersüchtig wär'! Freilich, haß Recht, mit dem Chinese!, Das war ein Bisle ein stark's Stück. Denn weißt — 's war ein gut's, lieb's Männle und hat auch nicht mal so übel ausgehaut; aber — drx! — die Rajen hält' man sich zuhalten mögen! Weißt, der chineesisch Geruch! Die Neger sollens auch so haben.“ Sie lehnt sich hintenüber und lacht vor sich hin: Je mein, da ist der Emil doch ein anderer Kerl! Ein ganz ein anderer! Ein lieber —!“

Marie wendet sich ab. Die Luif' führt bittend fort: „Geh, wer wird denn auch gleich so sein! Deshalb kommt auch mit Deinem Arthur nit aus. Laß die Mannsknecht' doch schwätzen! Sie meinens auch nit immer so. Da kam' man nit weit, wenn man sich wollt' Alles zu Herzen nehmen.“ Ihr Blick fällt auf das Delgemälde. „Schau, die Mama! Wirft ihr halt immer ähnllicher im Gesicht.“

„Ja, die Mama,“ sagt Marie seufzend, leise; „die hats nicht leicht nehmen können. Und ich kanns auch nicht.“

Die Luif' steht auf. „Je, ja —: 's ist halt ein Kreuz, wenn wer dazu neigt, zum Spintifiren! — Je — ja! Was soll man da machen! Nu, ich leg' jetzt ge'schwind 's Süble hin.“ In der Thür dreht sie sich noch einmal zur Schwester zurück und sagt energisch: „Heut Nacht muß aber der Emil 's rumtragen, wenns schreit!“

Hanna Krüger.

Mehl-Kartell.*)

Nachdem der seit Jahren währende Streit zwischen Handwerk und Großbetrieb neulich hier vom Professor Dr. Kleinwachter dargestellt worden ist, bittet nun auch der sachmännische Interessent um's Wort. Kleinwächters Darstellung stützt sich auf eine Denkschrift über die Organisation von Verkaufsvereinigungen der deutschen Mäller. Darin wird eine Umsatzsteuer und die Kontingentierung der deutschen Mehlproduktion verlangt. An die Umsatzsteuer denken die Mäller schon lange; die Frage der Kontingentierung wird erst seit zwei Jahren erörtert.

Der Rückgang der kleinen und mittleren Mühlen wurde bis vor kurzem durch eine von den „Mehlfabriken“ bewirkte Ueberproduktion erklärt. Davon ist nun nicht mehr die Rede. Wodurch also ist der Rückgang dieser kleineren Mühlenbetriebe bewirkt worden? Mich würde ein Erklärungsversuch hier zu weit von meinem eigentlichen Thema abführen. Ich will deshalb zunächst nur erwähnen, daß auch der handwerkmäßige Betrieb einer kleinen Mühle mehr Grundkapital (Betriebsmittel und Immobilien) fordert als irgendein anderes Kleingewerbe. Manche Mühlen mußten stillstehen, weil ihnen diese Mittel fehlten. Mit Recht weist Herr Professor Kleinwachter auf die Umwandlung der Lohnmühlen in Handelsmühlen. Diese Entwicklung war sehr wichtig. Der Lohnmüller brauchte keine Betriebsmittel; der Handelsmüller kann sie nicht entbehren. Er muß, wenn er rationell arbeiten will, das Mahlgut bar einkaufen und Kredite gewähren.

Man darf nicht glauben, daß alle Mäller ein Kartell wünschen. Herr Professor Dr. Kleinwachter meint, der Kerngedanke aller Kartelle sei das Bestreben, die Produktion dem Bedarf anzupassen. Meist spricht aber sehr laut wohl der Wunsch mit, nicht nur lohnende Preise zu erlangen, sondern, wenns möglich ist, den Markt durch geschlossene Preisbildung zu beherrschen und Notierungen vorzuschreiben, die den Tageswerth übersteigen. Ich gebe gern zu, daß diese Absicht von einem Mühlenkartell nicht leicht auszuführen wäre; man müßte mit dem Import fremder Mehle und fremden Getreides rechnen, der selbst durch die erhöhten Zölle nicht verhindert werden kann. Kleinwachter erinnert an die Kontingentierung von Spiritus und Zucker. Diese Artikel werden aber fast überall aus dem selben Rohmaterial in dem selben technischen Verfahren hergestellt. Das gilt für das Mehl nicht. Da ist die Technik, noch mehr aber die Qualität des zu vermahelnden Kornes, je nach der Bodenart und dem Ernteaussfall, sehr verschieden. Läßt sich ein Artikel kontingentiren, dessen Qualität von der Ernte, von der Art der Fabrikation und von allerlei wechselnden Zufällen abhängig ist? Ich wage nicht, die Frage zu bejahen.

Die Hauptschwierigkeit liegt aber auf anderem Gebiet. Die zuständigen Behörden sollen ermitteln, wie viel Mehl im Durchschnitt der letzten fünf Jahre alljährlich in Deutschland erzeugt wurde, und dieses Quantum soll unter die bestehenden Mühlen nach ihrer bisherigen Leistungsfähigkeit verteilt werden (wobei die kleineren Mühlen

*) Am vierundzwanzigsten August hat Herr Professor Dr. Friedrich Kleinwachter hier (unter dem Titel „Wünsche der deutschen Mäller“) einen Artikel veröffentlicht, auf den ein interessirter Praktiker nun zu erwidern wünscht.

mehr zu berücksichtigen sind). Wie aber soll die „bisherige Leistungsfähigkeit“ festgestellt werden? Wohl auch nach der Durchschnittserzeugung der letzten fünf Jahre? Dann könnte eine Wassermühle, die in diesen fünf Jahren an Wassermangel litt, ein Kontingent erhalten, das sie völlig entwerthet. Durch den Zwang zur Sonntagsruhe haben die Wassermühlen im Gewerbebetrieb sieben bis vierzehn Prozent ihrer Leistungsfähigkeit verloren, je nachdem ihnen von der Behörde die Erlaubniß, an sechsundzwanzig Sonntagen zu arbeiten, gewährt oder verweigert wurde. Ist die Wasserkraft nicht der werthvollste Besitz der Müller, doppelt werthvoll angesichts der enormen Preissteigerung der Kohle? Hat er diesen Besitz nicht theuer zu bezahlen gehabt? Wie oft erwirbt ein Müller für schweres Geld eine mit veraltetem Werk arbeitende Mühle, nur weil er auf die Wasserkraft hofft! Wie oft sind dann theure Wehr- und Wasserbauten nöthig, die seine Mittel erschöpfen! Wird ihm die Leistungsfähigkeit dieser Wasserkraft nun gar noch durch das Kontingent geschmälert, dann erlebt er die Freude einer Vermögenskonfiskation.

Die meisten Handelskammern haben sich gegen Umsatzsteuer und Kontingentirung erklärt. Diesem Widerspruch müßten alle kaufmännischen und industriellen Interessensvertretungen sich anschließen. Nicht etwa nur, weil die Prosperität der Mühlen gefährdet, sondern, weil durch dieses Projekt eine zusätzliche Gewerbesteuer eingeführt würde, die man eigentlich nur eine Steuer auf Energie und Intelligenz nennen könnte. Mit welchem Recht dürfte man anderen Handwerkern, die sich durch den Großbetrieb geschädigt glauben, eine ähnliche Schutzmaßregel versagen? Schuhmacher, Drechsler, Klempner und viele andere Handwerker sind in der selben Lage: auch ihre Artikel werden in Fabriken für den Massenbedarf hergestellt. Wenn auch sie um Kontingentirung dieser lästigen Großbetriebe bäten und ihren Wunsch erfüllt sähen, dann wäre Kleinwachers Satz nur allzu richtig: „Wir scheinen auf dem Rückweg zu den Grundsätzen der mittelalterlichen Gewerbepolitik.“

Wir haben die Waarenhaussteuer. Wo bleibt ihr Nutzen für Kleinhandel und Handwerk? Wo bleibt selbst der fiskalische Erfolg?

Auch das Verkaufssyndikat würde keine leichte Arbeit haben. Röhrensyndikate, Druckpapiersyndikate finden bei ihren Abnehmern keinen Widerspruch, wenn sie dem einen diese, dem anderen jene Marke zutheilen. Mehl wird von den Konsumenten (Bäckern) im Vertrauen auf die Marke gekauft; es wird nicht möglich sein, eine beliebige Marke willkürlich dem oder jenem Verbraucher zuzutheilen. Viele Mühlen, die genug Kapital und Absatz haben, werden dem Syndikat nicht beitreten; sie werden manchmal theurer, manchmal aber auch billiger liefern und sich für Verkauf und Kredit die Bedingungen nicht vom Syndikat vorschreiben lassen. Einö schickt sich eben nicht für Alle. Mit mir sind viele Berufsgenossen überzeugt, daß Mehl ein Artikel ist, der nicht syndiziert werden kann. Einen rüchständigen Man- chefermann darf man mich deshalb nicht nennen. Ich selbst betreibe eine Mühle von dem Umfang derer, denen die Notheilmittel helfen sollen. In dreißigjähriger Arbeit erworbenē Erfahrung erlaubt mir, diese Mittel abzulehnen. Timeo Danaos.

Sochaczewski,

Vorsitzender der Handelskammer Liegnitz.



Amerikanische Trusts.

Das wachsende Streben nach Kapitalassoziation könnte die Kultur fördern, bringt aber die Gefahr herauf, daß die in immer weniger Centralstellen aufgehäufte Macht des Geldes nicht nur zu berechtigten, sondern auch zu unlaunteren Zwecken benützt wird. Keine andere Autokratie ist so sehr der Willkür des Einzelnen und seinen Schwächen und Lastern unterworfen. Deshalb muß der Staat diesem eben so heilsamen wie korrumpirenden Element den Weg vorschreiben; er darf dabei aber die Grenzen nicht so eng ziehen, daß die Wirtschaft darunter leidet. Mit mehr oder weniger Glück und Geschick hat man in den vorgeschrittenen Ländern der Alten Welt versucht; in den Vereinigten Staaten, wo man mit überstürzender Eile Europas Entwicklung zu überflügeln trachtete, hat man bisher die Anwendung aller drastischen Mittel zur Ueberwachung der kapitalistischen Bewegung gescheut, weil man fürchtete, dem Wachstumsprozeß aufzuhalten. Aber auch dort hat sich von unten herauf ein kräftiger Unwille gegen die stetig fühlbarer werdende Tyrannei des Kapitals erhoben und nach und nach die intelligenteren Klassen der Bevölkerung ergriffen. Dem Präsidenten der nordamerikanischen Republik ist nachzurühmen, daß er die Kraft dieser Strömung früh erkannt hat. Er ist mit dem Gelde der Trusts, die damals noch die leitende Rolle in der republikanischen Partei hatten, gewählt worden, hat sich später aber mit lauterer Persönlichkeit zu umgeben und von der Macht der Trusts zu lösen verstanden. Heute lassen ihn die Trustmagnaten; sie sind aber bereit, den Widerstand gegen seine Reformpläne aufzugeben, weil sie fühlen, daß sie sonst noch Schlimmeres erleben könnten.

Die Trustleute haben verstanden, sich außer dem näherliegenden Gebiet der Banken, Versicherungsgesellschaften und anderer Finanzinstitute der Eisenbahnen zu bemächtigen. Wichtig für diese Entwicklung war die Katastrophe der Jahre 1893 und 1894; der wilde Wettbewerb, der die Fracht- und Personentarife unter die Gewinnmöglichkeit herabgedrückt hatte, zwang damals viele Eisenbahngesellschaften zum Konkurs. Vorher waren alle Verständigungsversuche fruchtlos geblieben; die Abmachungen wurden heimlich umgangen und die Rechte konnten vor Gericht nicht durchgesetzt werden, weil alle Schritte zur Beseitigung des Bahnwettbewerbes nach dem Landesgesetz verboten waren. In der Receiverchaft der Gesellschaften aber bot sich den Finanzmächten ein Mittel, ihren Zweck auf andere Weise zu erreichen. Sie kauften für einen Spottpreis die verfrachten Bahnen auf und stellten die noch selbständigen Bahnen dann vor die Wahl, sich ihnen unterzuordnen oder durch skrupellose Unterbietungen auch zum Konkurs gezwungen zu werden. Wo selbst diese Gewaltmittel nicht wirkten, wurden die Bahnantheile à tout prix aufgekauft, bis man die Möglichkeit hatte, das Schicksal der Gesellschaft mit Stimmenmehrheit zu lenken. Aber noch vor der Erwerbung hatten die paar leitenden Köpfe die Welt unter sich vertheilt. Das hieß man die Politik der berechtigten Bahniustereffen. Die Morgan-Hill, die Vanderbilt, die Pennsylvania-Leute, die Gould und die Harriman-Rodesseler bildeten ihre Truppen. Ohne einigen Streit zwischen diesen Katastoren ging es freilich nicht ab; wie einst an dem Tag von Bangor, wo die Kufsträger gegen Heinrich den Vierten, die Worcester, Mortimer, Glendower und der heißspornige Percy, das englische Reich unter sich theilten, wollte Jeder noch ein Sonderplätzchen haben und glaubte sich von den Genossen geschädigt. Aber die Verschwörung kam

zu Stande; jede Einzelgruppe erwarb das Recht zur Kontrolle der in ihren Bereich gezogenen Bahnsysteme und machte durch den so erworbenen Einfluß den Tarifunterbietungen ein Ende. Man konnte die Kleinherrscher auch nach Willkür für ihre persönlichen Interessen sorgen. Da sie die Mehrheit der Aktien in der Hand hatten, wurden die übrigen Aktionäre völlig machtlos; auch die Direktoren und anderen Beamten der Bahnen waren willige Werkzeuge der Ausbeuter. Dazu aber waren Milliarden nötig; die Macher mußten die Aktien in ihren Tresors aufbewahren, um ihr Kontrollrecht nicht zu verlieren. Sie gaben deshalb Bonds und andere Werthe aus, die dem Erwerber kein Stimmrecht verliehen. Hunderte von Millionen solcher Papiere wurden von der Pennsylvania, der New York Central, der Union Pacific emittirt, bis der Geldweltmarkt mit den verwässerten Werthen überschwemmt und nicht mehr ausnahmsfähig war. Nun versuchten es die Bahnmagnaten mit Besitzgesellschaften, in die sie die Aktien der kontrollirten Bahnen einbrachten; gegen diese Sicherheit gaben sie dann Aktien der Besitzgesellschaften aus. Aber eine der größeren Gesellschaften dieser Art, die Northern Securities Co., wurde für ungesetzlich erklärt und mußte aufgelöst werden. Seitdem übertragen die Bahntrusts ihren Besitz an Strohmänner; sobald ein gerichtlicher Eingriff droht, wandern die Papiere in einen anderen Tresor. Die Herrschaft der Trustkönige über die vier oder fünf Bahngruppen ist heute noch unumschränkt; auch das Antitrustgesetz und die Bestimmungen über den zwischenstaatlichen Verkehr haben dagegen nichts vermocht.

Am einunddreißigsten Mai 1907 hielt Roosevelt in Indianapolis eine Rede, in der er sagte, er wolle nur Uebergriffe des Kapitalismus unmöglich machen und verhindern, daß die Geldmacht insgeheim zur Erlangung ungesetzlicher Privatvorthelle benutzt werde. Er kämpfe für die Erhaltung der Eigenthumsrechte. Die große Körperschaft ehrlicher Bürger sei durch die raubgierigen Geldmänner nachgerade ärger bedrängt als durch Sozialisten und Anarchisten. Die Macht der Nation müsse Verbrechen der Verschämtheit eben so wirksam treffen wie Verbrechen der Gewaltthätigkeit. Dahin sei mit Ernst und Kraft, aber ohne Ueberlebung und Nachsicht zu streben. Nicht vergangene Mißthaten sollten gerächt, sondern künftige verhindert werden. Er dachte besonders an die Eisenbahnen. Die Ausgabe neuen Kapitals müsse unter staatliche Kontrolle gestellt und den Magnaten verboten werden, neues Kapital im Namen der Aktionäre zu schaffen, das sie dann bequem auch zu ihrer eigenen Bereicherung verwenden könnten. Die Staatskontrolle werde innerlich berechtigten Unternehmungen durchaus keine Schwierigkeiten bereiten. Außer durch die Kapitalverwässerung leide Jeder, der sein Geld in Eisenbahnen anlege, unter der Sucht der Leiter, die Kontrolle über parallele und konkurrirende Bahnen zu erwerben. Das werde mit dem Gelde der Aktionäre erreicht, bringe aber in vielen Fällen weder den erwerbenden noch den erworbenen Gesellschaften, sondern nur den spekulirenden Leitern Vortheil. Diese Mißstände würden aufhören, wenn die Oeffentlichkeit in den Geschäftsgang hineinschäfe und eine Behörde ihn kontrolliren könne. Die staatliche Kontrolle der nationalen Banken beweise, daß dieses System die Theilhaftigen nicht schädige, sondern sie gegen Uebergriffe der Leiter schütze. Das in Eisenbahnen angelegte Geld solle und müsse Gewinn bringen, einen so reichlichen, daß er dem Risiko entspreche. Das Land könne von den Frachtführern keinen verbesserten Dienst erwarten, wenn sie außer Stande seien, ihre Werthe zu verkaufen. Der Kredit der Bahnen und die Absatzfähigkeit ihrer Antheile dürfe also nicht geschmälert werden. Die Regierung

sei nicht, wie man böswillig verbreitet habe, die Feindin der Finanzmächte. Affoziationen des Kapitals seien, wie Affoziationen der Arbeit, natürliche Ergebnisse moderner Verhältnisse. Beide Arten der Affoziation müßten geschützt werden, so lange sie Gutes schafften, aber bekämpft, wo sie Mißbrauch treiben.

Wie Roosevelt sich die Ausführung seines Programmes denkt, ist seitdem offenbar geworden. Der Schwächere soll geschützt werden. Deshalb das Vorgehen gegen den Petroleumtrust und die großen Verfrachter von Kohle und Zuder. Die Trustmänner hatten durch ihre Aktienmacht sich heimlich Vorzugstarife erzwungen, die ihnen erst das Monopol und dem Kleinern Unternehmungen ermöglichten. Die erbitterte Volksstimmung übertreibt wohl manches Uebel. Aber die Macht der Trusts ist mit gewöhnlichen Waffen kaum zu brechen. Auch muß man bedenken, welche Sitten in amerikanischen Parteikämpfen üblich sind. Wenn der Präsident die Trustmagnaten als Verbrecher hinstellt, so wendet er sich mit solchen groben Worten an die Massen, die für zarte Zurückhaltung keinen Sinn haben. Noch heftiger ist die Sprache der ihm untergebenen Beamten, die vielleicht vor der lauten sozialistischen Kritik beweisen wollen, daß der allmächtige Dollar sie nicht bestechen kann. Wenn wir den Richter Vandis in der Standard Oil-Sache sagen hören, die Leute, die das Elkins-Gesetz verlegen, seien schlimmer als Falschmünzer und Straßenräuber, so denken wir unwillkürlich daran, daß man amerikanischen Richtern und Senatoren oft Bestechlichkeit vorgeworfen hat. Viel schlimmer als die Centralregierung, deren oberster Vertreter ja ausdrücklich für angemessene Gewinne der Korporationen eintritt, verfahren die Einzelstaaten mit den Eisenbahngesellschaften; sie wollen, zum Beispiel, eigenmächtig Passagierzüge bestimmen, die unter den heutigen Verhältnissen den Gesellschaften Verlust bringen müßten. Die Geseßlichkeit dieser Dekrete wird der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten zu prüfen haben. Roosevelt aber hat in all diesen Fällen verjöhlich zu wirken gesucht; er möchte das Beaufsichtigungrecht den Einzelstaaten nehmen und der Bundesregierung in Washington übertragen. Im Staat New York hatte der neue Gouverneur Hughes im vorigen Jahr ein Gesetz durchgebracht, das eine besondere Kommission zur Ueberwachung von Korporationen einsetzt. Sie untersuchte zuerst die Organisation und Verwaltung der Straßenbahnen und enthüllte Zustände, die noch schlimmer sind als die bei den Versicherungsgesellschaften aus Licht gebrachten. Sofort gabs also einen Skandal. Daß solche Enthüllungen in der Volksleidenschaft ein lautes Echo finden, ist nur zu begreiflich.

Die Hoffnung der Trustmänner, daß die Börsenpaniken vom März und vom August den Präsidenten und die Regierung zwingen würden, gelindere Saiten aufzuziehen, hat sich nicht erfüllt. Die Reden des Kriegsministers Taft und Roosevelts zeigen, daß die Regierung auf ihrem Standpunkt beharrt. Taft wies auf die Geschichte der Verschmelzung der Union Pacific und der Southern Pacific mit der Illinois Central hin, die bewiesen habe, welche Macht ein einzelner Mann durch den unkontrollirten Gebrauch des Rechtes zur Ausgabe von Aktien und Bonds zwischenstaatlicher Bahnen erworben habe. Das müße schließlich dahin führen, daß alle Eisenbahnen des Landes in einer Hand vereinigt würden. Eine solche Macht wäre selbst in den Händen des Staates aber nicht ohne Gefahr. Roosevelt wies energisch die Behauptung zurück, daß das Vorgehen der Regierung die Börsenroute verschuldet habe. Diese Erscheinung habe sich nicht auf Amerika beschränkt, sie sei international, freilich an der newyorker Börse besonders heftig gewesen. Der feste Ent-

ſchluß der Regierung, reiche Böjewichte zu beſtrafen, möge dieſe Männer veranlaßt haben, ſich zu vereinigen, um einen finanziellen Truſt auszuüben und die Politik der Regierung zu diſkreditiren; durch dieſes Manöver hoffen die Leute, ſich retten und ihren Raub fortſetzen zu können. Er werde ſich niemals abhalten laſſen, Verbrecher, ob arm oder reich; zu verfolgen, wolle aber verſuchen, ohne allzu harte Maßregeln das Ziel zu erreichen. „Unſer Beſtreben iſt, jedem ehrlichen Mann und jeder ehrlichen Korporation zu helfen; wir wünſchen eine gesunde Ausdehnung des geſchäftlichen Wirkens ehrlicher Geſchäftsmänner und ehrlicher Korporationen.“

Schon eine nahe Zukunft wird zeigen, ob Rooſevelt eine Mehrheit für ſich hat, die den Widerſtand der Truſts zu brechen vermag. Rooſevelt hat der demokratiſchen Partei eine Waſſe genommen. Bryan hat ihn beſchuldigt, ihm ſeine Kleider geſtohlen zu haben, die dem Dieb nun nicht paſſen. Denkbar iſt immerhin, daß mancher ehrliche Demokrat, wenn ſein eigener Kandidat keine Ausſicht hat, dem Republikaner, der das Truſtunweſen bekämpfen will, ſeine Stimme giebt. Aber die Truſtmänner kämpfen um ihre Exiſtenz und ihre Macht iſt heute noch nicht gebrochen.

London.

W. H. Hirschberg.

II. Der Chicaguer Fleiſchkandal, der tiefenhafte Prozeß, der gegen die Standard Oil Company geführt worden iſt, die Eiſenbahnunfälle, deren Urſache in vielen Fällen die ſchlechte Beſchaffenheit der von der United States Steel Corporation gelieferten Schienen war, vor Allem die energiſche Agitation des Präſidenten Rooſevelt gegen die Truſts: all Das lenkt jezt wieder das Intereſſe auf dieſe modernſten Auswüchſe des amerikaniſchen Wirtschaftslebens, die Manchem eine Gefahr ſcheinen.

Als im vorigen Jahre Einzelheiten über die in den Schlachthäuſern Chicagos aufgedeckten Mißſtände nach Europa kamen, fragte man ſich, wie es überhaupt möglich ſei, daß die Behörden ſolche Zuſtände duldeten, und war auch meiſt ſchnell mit der Antwort bei der Hand: Schlamperei und Beſtechlichkeit. Thatſache iſt jedoch, daß die Behörden, den beſtchenden Geſetzen nach, gar kein Recht zum Eingreifen hatten und in vielen Punkten dem Beef-Truſt völlig machtlos gegenüber ſtanden. Von großer Bedeutung iſt hier nämlich die ſogenannte „Interſtate Commerce Clause“, deren Inhalt ich ſo kurz wie möglich wiederzugeben verſuchen will. „Die Vorſchriften und Geſetze für den Handel, der im Bereich ihres Gebietes getrieben wird, haben die Einzelſtaaten zu regeln; nur wenn es ſich um Handel zwiſchen den einzelnen Staaten handelt, darf der Bund eingreifen.“ Nun erhalten die verſchiedenen Syndikate und Truſts ihre Vizenz immer in einem Einzelſtaat, brauchen alſo die Geſetze des Bundes, ſo lange ſie nicht Handel zwiſchen verſchiedenen Staaten treiben, nicht zu achten. Um auch in dieſem Fall geſichert zu ſein, haben viele, ſo die Standard Oil Company, einfach in den meiſten Staaten Zweiggeſellſchaften gegründet, aber nominell als ſelbſtändige Verbände. Welcher rieſige Vortheil aus dieſem System gezogen wurde, ſollen ein paar Thatſachen lehren. Ein Bundesgeſetz vom Jahr 1887 verbietet den Eiſenbahngesellſchaften die Gewährung von Sonderfrachttarifen (rebates); verſchärft wird dieſe Beſtimmung durch einen Nachſatz vom Jahr 1903, die Elkins-Bill, welche die Veröffentlichung ſämmtlicher im Handel zwiſchen den einzelnen Staaten von den Eiſenbahnen angeſetzten Frachttarife verlangt (alſo nicht die in einem Staat). Da konnte ſich alſo die Standard Oil Company nach Herzensluſt Rabatt gewähren laſſen; ohne dieſe Rabattfrachttarife aber wäre die Geſellſchaft

nie im Stande gewesen, durch die billigen Transportkosten jede Konkurrenz zu unterbieten und sich so schließlich zu ihrer heutigen Größe zu entwickeln. Seit etwa 1900 kontrolliert sie 98 Prozent des gesammten in den Vereinigten Staaten produzierten Petroleum und hat seit etwa der selben Zeit von 32 bis 48 Prozent Dividende, im Durchschnitt 42½, versteuert. Anders liegen die Dinge beim Beef-Trust. Da sich neben ihm immer noch eine Unzahl kleiner Lokalschlächter gehalten hat, so hat er nie ein so vollkommenes Monopol erreichen können wie die Standard Oil; mehr als etwa 50 Prozent der Produktion an Fleischwaaren hat er nie beherrscht. Daher ist der Verdienst hier auch keineswegs übermäßig hoch. In den Jahren 1902 bis 1904 betrug der Verdienst pro Stüd geschlachteten Viehs nur 1,50 Dollars, was einem Durchschnitt von etwa 2 Prozent entspricht. Im Jahr 1903 allerdings gelang es den „Big Six“ in Chicago: Armour, Swift, Morris, National, Schwarzschild & Sulzberger und Tudahy, die Preise für zubereitete Fleischwaaren trotz den billigen Viehpreisen zu einer außerordentlichen Höhe zu treiben. Schon damals wurde vom Departement of Commerce and Labor eine Untersuchung veranstaltet, die jedoch wenig Licht brachte.

Dann erschien plötzlich im März 1905 das bekannte Buch Upton Sinclairs „The Jungle“, das die Zustände der chicagoer Schlachthäuser ans Tageslicht zog und nicht nur in Amerika ein ungeheures Aufsehen erregte. Das Buch ist allerdings mit Vorsicht zu genießen, denn Mr. Sinclair ist Sozialist und das ganze Buch stark tendenziös gefärbt. Es lag dem Verfasser weniger daran, die Ungehörigkeiten im Fabrikationsgang als die daraus sich ergebenden Gefahren für die Arbeiter und die Vernachlässigung sanitärer Einrichtungen zu beleuchten und damit für seine sozialistischen Ideen Propaganda zu machen. In schlecht unterrichteten europäischen Zeitungen wurden dann noch die Berichte, die über die chicagoer Anstalten zur Verwertung von Abfällen, Talg, Horn, Knochen, Haaren und Klauen, über die Fabriken zur Herstellung von Septon, Weim, Blutmehl, Knochenkohle und Kunstbänder in die Öffentlichkeit brangen, mit denen über die wirklichen Schwannensfabriken durcheinandergeworfen und auch vielfach stark übertrieben. Daß die chicagoer Schlachthäuser besser sind als ihr Ruf, wird durch die Thatsache bewiesen, daß trotz dem „Jungle“ und allem dadurch entstandenen Skandal im Juli 1905 11 000 000 Pfund Fleischwaaren mehr verkauft wurden als im selben Monat 1904 und während der sieben Monate vom ersten Januar bis zum ersten August 1906 300 000 000 Pfund mehr als in dem selben Zeitraum des vorhergehenden Jahres. Nur auf den ausländischen Markt scheinen die Berichte einen Einfluß geübt zu haben; im September 1906 wurden 1 800 000 Pfund weniger exportiert als zur selben Zeit 1905, was jedoch gegen die Riesenzahlen des inländischen Marktes völlig verschwindet.

Im Mai 1906 erfolgte die Einsetzung einer Kommission unter Mr. Charles B. Neill, dem Chef des Federal Bureau of Labor, und Mr. James B. Reynolds. Der offizielle Bericht, der von dieser Kommission erstattet wurde^{*)}, stellte fest, daß in einigen kleineren Fabriken allerdings die sanitären Anforderungen arg vernachlässigt waren. Was von diesem Bericht in die Öffentlichkeit drang, wurde dann einfach auf alle Anstalten bezogen. Als nun der Präsident auf eine striktere Regelung

^{*)} S. Report of the Commissioner of Corporations on the Beef Industry, Washington 1905; und The Neill-Reynolds Report on the Chicago Industry, June 5/1906, Washington.

der Inspektion bringen wollte, sah er sich in vielen Punkten außer Stande, seinen Willen durchzusetzen, denn jetzt erhob sich die Frage, ob er als Bundesbeamter überhaupt das Recht habe, einer im Einzelstaat Illinois inkorporierten Gesellschaft Vorschriften zu machen. Zur Entscheidung solcher Fragen ist der Oberste Gerichtshof in Washington, der Supreme Court of the United States, kompetent, der in zweifelhaften Fällen zu entscheiden hat, ob sich ein Gesetz mit den Paragraphen der Bundesverfassung vereinbaren läßt. Schon im Jahr 1895 hatte der Supreme Court in einem Prozeß gegen den Zuckertrust entschieden, daß der Bund nach den bestehenden Gesetzen nicht das Recht habe, gegen den Trust vorzugehen. Eine ähnliche Entscheidung wurde nun auch bei den Chicagoer Fleischfondaten getroffen, so daß der Präsident auch hier machtlos war. Ein Vorgehen gegen den Beef-Trust war also nur möglich, wenn neue Gesetze erlassen wurden; und da es sich hier nicht um rein wirtschaftliche Fragen handelte, sondern die Gesundheit der ganzen Nation bedroht schien, so bot der Präsident seinen ganzen Einfluß auf, um die ihm notwendig erscheinenden Gesetze zur Bekämpfung der Trusts durchzubringen.

Schon im Jahr 1903 war auf sein Betreiben das Bureau of Corporations als Unterabteilung des Department of Commerce and Labor geschaffen worden; Chef dieses Bureaus ist James R. Garfield ein Sohn des früheren Präsidenten. Diesem Bureau wurde die Befugnis erteilt, den Geschäftsbetrieb aller Trusts, Syndikate, Joint-Stock Companies und ähnlicher Verbände zu untersuchen und dadurch das Material für die geplante Gesetzgebung herbeizuschaffen. Eine weitere Frucht seiner Thätigkeit waren neue Gesetze, die der Kongreß in der letzten Sitzung 1904/5 in Kraft treten ließ. Jede Begünstigung von Korporationen durch Eisenbahngesellschaften wurde verboten. Jede Eisenbahngesellschaft, die „rebate rates“ anbietet oder gewährt, verfällt in eine Strafe von 4000 bis 8000 Mark; alle Beamten, die an solchen Handlungen teilnehmen, erhalten Geld- oder Gefängnisstrafen. Ähnliche Strafen sind für die Personen vorgesehen, die solche rebate rates fordern oder annehmen. Um eine genaue Kontrolle zu ermöglichen, hat der Kongreß das Recht erhalten, stets die Bücher der Gesellschaften revidieren zu lassen. Im Oktober 1906 wurde ein Gesetz durchgebracht, wonach frisches Fleisch und Fleischwaaren nicht eher in den Handel gebracht werden dürfen, als bis sie von der Behörde mit der Bezeichnung „inspected and passed“ versehen worden sind. Nach einem erbitterten Kampf wurde auch ein strenges „pure food law“ durchgebracht, das sich auf sämtliche Geware, Getränke und Drogen bezieht. Die Uebertretung dieser Gesetze wird mit Gefängnis bestraft und die Behörden sorgen schon aus Angst vor der öffentlichen Meinung dafür, daß die Gesetze kein toter Buchstabe bleiben.

Man ist jedoch mit den bisherigen Erfolgen noch lange nicht zufrieden und gerade jetzt tobt der Kampf gegen die Trusts erbitterter als je. Tag vor Tag kann man in den Zeitungen sensationelle Enthüllungen über den Geschäftsbetrieb großer Gesellschaften lesen. Die Standard Oil Co. wurde wegen Uebertretung des Antitrustgesetzes bekanntlich zu einer Geldstrafe von zwanzig Millionen Mark verurteilt. Im Jahr 1904 war der New York Central & Hudson River Railroad Co. wegen Gewährung von rebate rates eine Strafe von 450 000 Mark (zwei Dollar für jeden Dollar Rabatt) auferlegt worden. Ähnliche Strafen haben die New York Local Ice Co., die District of Columbia Ice Co. und die Philadelphia Local Ice Co. erhalten. Schließlich hat die Commission of Corporations in ihren Erhe-

lungen über den lokalen Verkehrstruß, die Metropolitan Interborough Rapid Transit Co., Entbedungen gemacht, die zu ersten Reformmaßnahmen führen dürften. Die einzelnen Strecken dieser Gesellschaft sind nämlich in fast unglaublicher Weise überkapitalisiert worden. So soll die Fulton Street Linie, die als eine vom Verkehr wenig belastete „cross town line“ noch mit Pferden betrieben wird, 2 533 000 Dollars pro mile gekostet haben, die 3rd Avenue Line 3 360 162, die Fort George Line gar 3 638 258 pro mile. Der Bau dieser Bahn kostete genau viermal mehr als der viel schwierigere der Untergrundbahn, die aber unter städtischer Aufsicht gebaut wurde. Dabei ist zu bedenken, daß Vollbahnen in den Vereinigten Staaten durchschnittlich weniger als 60 000 Dollars pro mile kosten. Diese riesige Überkapitalisation hat die Kommission zum Einschreiten veranlaßt.

Die Folgen dieser Entfaltungen machen sich nun einzelnen Gesellschaften in recht unangenehmer Weise fühlbar. So sanken die Aktien der Standard Oil Co. während des Prozesses im Handumdrehen von 700 auf 512; ähnlich starke Kursrückgänge zeigten die Sicherheiten der Metropolitan Rapid Transit Company: die Bonds dieser Gesellschaft notierten im August 53, gegen 82 im Januar; Preferred Shares 30 gegen 75, Common Shares 10 gegen 39.

Auch viele Eisenbahngesellschaften bereiten sich auf Reformen vor und die Frachtsätze haben in letzter Zeit eine bisher unbekannte Gleichmäßigkeit erreicht. Doch wäre es absurd, anzunehmen, daß eine Miswirtschaft, wie sie sich bei der Standard Oil Co. herausgestellt hat, bei allen oder auch nur bei der Mehrzahl ähnlicher Riesenunternehmen bestehe; die offiziellen Untersuchungen haben nicht die geringste Unterlage für solche Annahmen ergeben. Das große Publikum liest aber die offiziellen Protokolle nicht, sondern nur die bis ins Ungeheuerliche entstellenden Berichte in den großen Sensationsblättern, und da diese Blätter einen ihrer Auflage entsprechenden Einfluß auf die öffentliche Meinung haben, so besteht jetzt die Gefahr, daß man im Kampfe gegen die Truß weit über das Ziel hinausschießt.

Präsident Roosevelt, der immer radikaler zu werden scheint, je mehr er sich in das Trußproblem hineinarbeitet, verquidit nun mit seiner Bekämpfung der Truß noch den Kampf gegen die Zentralisation des Kapitals überhaupt. In einer Rede, die er im vorigen Jahr in Harrisburg hielt, stellte er die groteske Forderung auf, daß der Bundesregierung die Vollmacht übertragen werden müsse, über alles im zwischenstaatlichen Handel kursierende Geld nach Gutdünken zu verfügen. Es darf wohl als ausgeschlossen gelten, daß die amerikanische Nation ihrem phantastischen Führer auf diesem Ritt ins Märchenland folgen wird. Einer auf vier Jahre auf Grund des allgemeinen und geheimen Stimmrechtes gewählten und nach vier Jahren wieder ins Nichts zurücksinkenden Gruppe von Männern soll das Recht eingeräumt werden, zu entscheiden, wann ein Vermögen anfängt, der Allgemeinheit gefährlich zu werden; wobei diese Entscheidung obendrein nur von der Größe des Vermögens abhängt, nicht von dem Gebrauch, den der Besitzer davon macht. Und sie soll dann das Recht haben, nach Gutdünken über dies Geld zu verfügen. Solche Vollmacht wäre eine größere Gefahr für Amerika als alle Truß zusammen. Die Tatsache, daß ein in der harten Praxis des politischen Lebens geschulter, verantwortlicher Staatsmann der Öffentlichkeit ein Volkentumult dieser Sorte als reife Frucht seines politischen Denkens vorzulegen wagt, ist als Symptom aber beachtenswert.

Wilmersdorf.

Friedrich W. Kleinschmidt.

Max Marcus & Co., Bankgeschäft

Kuxenabteilung
Abteilung für
Action ohne
Börsenotiz.

BERLIN NW. 6, Luisenstrasse 36.

Kommanditist von S. H. Oppenheimer jr., Hannover.
Essener Niederlassung: Münzschelmer & Co. Ständige Vertretung an den Börsen: Berlin,
Hamburg, Essen, Düsseldorf, Telegr.-Adr. Berlin u. Essen Bergwerkswerte, Hannover
Oppenheimer jr. Telefon Berlin Amt IIIa 4120, 4121, 4122. Essen 39, 313, 1058
Hannover 55, 2046, 2614.

Specialabteilung für Kolonialwerte.

(unt. Vorb)	Kol. %	Nak. %	(unt. Vorb)	Kol. %	Nak. %
Afrikanische Compagnie	106	110	„Meanja“ Pflanzungsges. A.-G. .	—	85
Borneo-Kautschuk-Compagnie.....	—	98	Moliwe Pflanzungsgesellschaft	—	83
Deutsche Agaven-Gesellschaft...	110	120	Nen-Guinea-Comp.-Vorzugs-Ant.	92	99
Deutsch-Ostafrik. Plantag.-Ges. .	10	15	Safata Samoa-Gesellschaft	—	100
Deutsch Ostafrik. Ges. St.-Ant. .	98	102	Samoa-Kautschuk-Comp. A.-G. .	—	98
do. Vorz.-Ant. .	99	102	Usambara-Kaffeebauges. St.-Ant.	—	34
Deutsche Höl- u. Plant.-Ges. d. S. l.	212	218	Westafrikan. Pflanzungsgesell-	—	—
Deutsche Kol.-Ges. f. Südwestafr.	186	—	schaft „Bihundi“, St.-Ant.	72	80
Deutsche Samoa-Gesellschaft ...	—	82	do. Vorz.-Ant.	101	—
Jalufi-Gesellschaft	425	360	Westafrikan. Pflanzungsgesell-	—	—
Kamerun-Kautschuk-Compagnie	—	99	„Victoria“ Anteile	123	121

Alle Geschäfte schliessen wir als **Eigenhändler** und **provisionsfrei** ab. **Abgeschlossen 14. Septbr. 1907.**

BERLIN

DER KAISERHOF

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF FIVE O'CLOCK-
KONZERTSALON

MORGEN

Wochenschrift. HERAUSGEBER: W. SOMBART,
RICH. STRAUSS, GEORG BRANDES, RICHARD
:: MÜTHER, HUGO VON HOFMANNSTHAL. ::

Aus dem Inhalt des Heft 15.

Otto Julius Biermann Der Kulturkaiser.
Carl Jentsch Reformkatholizismus.
Wilhelm Bölsche Praktische Entwicklungslehre.
Bernard Shaw Dichter und Maler.
Ernst v. Wolzogen Sexueller Idealismus (Schluss).
Rainer Maria Rilke Auguste Rodin als Zeichner.
Lothar Schmidt Ehemärchen.
Rundschau: Schnitzler/Politik, Landsburgh/Börse,
Wili Handl/Theater, Henriette Fül/General v. Bredow.

== JEDES HEFT 50 PFENNIGE. ==

MARQUARDT & Co, BERLIN W⁵⁰, EISLEBENERSTR. 14.

	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

Deutsches TheaterAnfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Freitag, den 20./9. **Robert und Bertram**
 Sonnabend den 21. und Sonntag, den 22./9.
Prinz Friedrich von Homburg.
 Montag, den 23./9. **Minna v. Barnhelm**

Kammerspiele.

Freitag, den 20. und Montag, den 23./9. 8 U.

Frühlings Erwachen.

Sonnabend, den 21. u. Sonntag, den 22./9. 8 U.

Liebelei.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Cabaret Unter den Linden 22.
 Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.
Eliteprogramm Schlager auf Schlager.

Neues Theater

Freitag, den 20. Sonnabend, den 21., Sonntag, den 22. und Montag, den 23./9. Abds 8 Uhr

Ihvatrathe

Drama in 2 Acten von Jul. Hersti.
 Nachher: **Liebe** Komödie in 1 Act v. Grot. Wid

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Das muss man seh'n!

Grosse Revue in 4 Acten (14 Bildern) von
 Jul. Freund. Musik von Victor Heilsender
 Guido Thielscher a. D. E. Withney a. D.
 E. Darmand a. D. Jos. Giampietro.
 Henry Bender Fritz Massary
 Jos. Josephi Fritz Schenke usw.

Hotel und Café**Dorotheenhof**

Weingrosshandlung.

Direktion: Richard Zernik

Berlin NW. 7, Dorotheenstr. No. 22 und Eingang Georgenstr. No. 24,
 neben dem Wintergarten.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt**Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.****Grosse Berliner Kunst-Ausstellung 1907**

im Landes-Ausstellungs-Gebäude

am Lehrter Bahnhof

27. April bis 29. September

Täglich von 10 Uhr an geöffnet.

— Eintritt 50 Pf. (Montags 1 Mk.) Dauerkarten 6 Mark. —

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW.II, Königgrätzer-Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

== Terrains, Baustellen, Parzellierungen. ==

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.

== Sorgsame fachmännische Bearbeitung. ==

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfg.

Berliner-Theater-Anzeigen

Neues Schauspielhaus

Freitag, d. 20./9. 8 U. **Das Glas Wasser.** Sonntag, d. 29./9. 8 U. **Raffles.**
 Sonnab., d. 21./9. 7½ U. **Alt-Heidelberg.** Montag, d. 23./9. 8 U. **Herthas Hochzeit.**
 Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Gebr. Herrfeld-Theater, Kommandantenstr. 57.

Heute und folgende Tage Abends 8 Uhr:
 Die Anton und Donat „**Madame Wig-Wag**“, Operetten-Parodie.
 Herrfeldsche Novität Musik von L. Hal.
 Dazu die Separée-Affäre: **Es lebe das Nachtleben!**
 mit den Autoren Anton und Donat Herrfeld in den Hauptrollen.
 Vorverkauf täglich von 11—2 Uhr (Theaterkasse).

Kleines Theater.

Freitag, d. 20. und Sonntag, d. 22./9. 8 U.
Vater und Sohn.
 Sonnab., d. 21./9. 8 U. **Die Stimme der Unmündigen**
 Sonntag, d. 22./9. Nachm. 3 U. **Nachtsayl.**
 Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Theater Folies-Caprice

Linienstr. 132, Ecke Friedrichstr.

Eröffnung

Sonnabend, den 21. September
 mit dem bekannten Ensemble:
Mertens, Fleischmann, Grünecker.

Dr. Möller's Sanatorium

Brosch. fr. Dresden-Loschwitz, Prosp. fr.
Diät. Kuren nach Schroth.

Lustspielhaus in Berlin

Freitag, den 20., Sonnabend, den 21., Sonntag,
 den 22. und Montag, den 23./9. Abds. 8 Uhr.

Musarenfieber

Sonntag, den 22./9. Nachm. 3 Uhr
Die von Hochsattel.
 Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Friedr. Wilhelmst. Schauspielhaus

Freitag, den 20./9. 8 U. **Winterschlaf.**
 Sonnab., d. 21./9. 8 U. **Premiere Der blinde Passagier.**
 Sonntag, den 22. u. **Der blinde Passagier.**
 Montag, d. 23./9. 8 U. **Der blinde Passagier.**
 Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Schockethal

D. Cassel, Harzstr. 1. a. d. Alt. Bism. Gr. Brigg. Ent-
 zückende Lage. Pros. Tel. 171/Amst. Cassel, Dr. Sch. a. m. 16/111

Für Magen-Darm-Zucker-Gichtkranke, Fettsüchtige Abgemagerte etc.

Dr. Oeders Diätkuranstalt, Niederlösnitz bei Dresden, Borst. 9

1 Exemplar der „Zukunft“

ab erster Nr. bis Oktober 05. Original-
 band (13 Jahrgänge complet) ist preis-
 wert zu verkaufen. Offerten an **S. Rosen-
 baum's Verlag, Berlin W., Bayreutherstr. 19.**

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten
 wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften
 Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer
 Werke in Buchform, sich mit uns in Ver-
 bindung zu setzen.

15, Kaiserplatz, Berlin-Wilmersdorf,
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Photograph. Apparate

Projektions-Apparate
Goerz - Triöder - Binocles
 Ferngläser — Operngläser

Bequeme Monatsraten
 Katalog P kostenfrei.

Stöckig & Co.

Dresden - A. 16 (f. Deutschland)
 Bodenbach 1/B. 1 (f. Österreich)

Kur- u. Wasserheilstätte Bad Thalkirchen-München.

560 m über dem Meere. In herrlicher Lage im Isarthal. Modern und reichhaltig eingerichtet. Aller Comfort der Neuzeit. Centralheizung, electr. Licht etc. Näheres durch ausführl. Gratis-Prospecte.

Dr. Carl Ubelesen, leitender Arzt der Anstalt (2 Aerzte).

Heilstätte für Herzranke

Dr. med. Tillias,

Tauernzienstrasse 20 hochpart. (früher 19b).

Röntgenuntersuchung, Wechselstrombehandlung (Dreizellenbäder), Vibrationsmassage, Übungstherapie. — Modernste Apparate.*

Fort mit der Feder!



Die neue Schreibmaschine

„Liliput“

ist das Schreibwerkzeug für jedermann

Preis M. 28.—

Ohne Erlernung sofort zu schreiben.

Grand Prix: London 1907.

Keine Weichgummitypen.

Auswechselbares Typenrad für alle Sprachen.

Ein Muster deutschen Erfindungsgeistes.

Seit der kurzen Zeit der Einführung viele

tausend Maschinen verkauft.

Illustr. Prosp. u. Anerk.-Schreiben grat. u. frko.

Justin Wm. Bamberger & Co.

Fabrik feinmeh. Apparate

München 21, Lindwurmstrasse 129/131.

Fünfte Auflage 1906.

Der Goldne Esel

des **Apulejus**. Mit 16 Illustrationen. Eleg. brosch. 4,50 M. Eleg. geb. 5,50 M. Humoristisch-satirischer Roman gegen zügellose Sitten, Magiewahn, Schwärmerel, Aberglaube u. Priestertrug damal. Zeit. Der bunte Wechsel der oft sehr verfallenen Episoden, die merkwürd. Situationen u. kulturhistorisch wertvollen Schilderungen antiken Lebens bieten ein getreues Bild d. sittlichen Korruption in d. römischen Kaiserzeit. Eingelocht ist d. Episode v. Amor u. Psyche. Ausführl. Verzeichn. üb. kultur- u. sitten-geschichtl. Werke gratis franco.

H. Barsdorf, Berlin W 30., Landshuterstr. 2.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Sieben erschienen:

Die ererbten Anlagen und die Bemessung ihres Wertes für das politische Leben.

Von

Dr. phil. Walter Haecker,
Professor am Lehrerseminar in Nagold.

Preis: 5 Mark, geb. 6 Mark.

(Bildet zugleich Bd. IX des Werkes „Natur und Staat“.)

Bestellungen

auf die

Einbanddecke

zum 59. Bande der „Zukunft“

(Nr. 27—59. III. Quartal des XV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Preisung etc. zum Preise von Mark 1,50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei der Verlagsbuchhandlung **Gretner & Pfeiffer** in Stuttgart betreffend

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist
Herausgeber: **Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuss.**

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrungserscheinung (Ohne Spritze.)
 Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.
 All Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von **ALKOHOL**

Wenn Sie angestrengt arbeiten,

so erhalten Sie Ihre notwendige Leistungsfähigkeit, oder stellen sie, wenn verloren, wieder her, indem Sie *Dr. Klopfer-Glidine* nehmen. Kein anderes Präparat erreicht die kräftigende Wirkung dieses natürlichen Nahrungsmittels (reines Eiweiß mit Lecithin, wichtigsten Bestandteil der Nervensubstanz).

In Apotheken u. Drogerien, sowie vom Hersteller **Dr. GÖRGMAR KLOPFER**, Dresden-Leubnitz, Tägliche Ausgabe ca. 25 Pf. Wissenschaftliche Broschüre kostenlos.

Meiningen

Heilanstalt, Beschäftigungskuren, Prellwundkuren.

Sanatorium für Nervenkrankte und Entziehungskuren. Modern nach physikalisch-diätetisch. Prinzip geleitet mit Familienanschluss unter dauernder psychischer Beeinflussung. Beschränkte Heilanstalt. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow.

Die

Deutsche Nafta-Gesellschaft

mit beschränkter Haftung

Berlin W. 9, Potsdamerstr. 129/130 Ecke Eichhornstr.

Fernsprecher Amt VI, No. 1906 u. 1907

empfiehlt die von ihr neu geschaffenen und notierten

== Nafta-Brutto-Certificate ==

über grundbuchlich eingetragene Brutto-Gewinnbeteiligung an erstklassigen, bereits fündigen Naftawerken Ost-Galizien-Tustanowice. Die sofort monatlich zahlbaren Erträge — bis 300 Mark im Monat pro Certificat — ermöglichen

schnellste Amortisation in 5—8 Monaten und sichern langandauernde aussergewöhnlich hohe Gewinne.

! Frei von jeder Nachzahlung !

Preis pro Certificat M. 600—1800.—

Gewissenhafter Rat in allen Nafta-Angelegenheiten kostenlos und bereitwilligst.

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses **Carl Neuburger**,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinsfuss nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.



Waldemar Stahknecht, Neuhaldensleben

Kunstkeram.-Erzeugnisse
(Büsten, Figuren, Wanddekorationen I. Fayence, Majolika, Terrakotta)
Spezialität:

Bronce-Gefässe u. Blumenkübel

Patinierte, geschliff. Fonds. * Pol. plast. Goldornamente.
Wasserdicht! Dauerhaft!

Neue Dekore: **Getrieben Kupfer und Eisen.**
Ehrlichlich in den Luxusgeschäften, „wenn nicht“ auch direkt.



Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urtheil u. ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Schriftsteller

Bekannter Verlag überm. Httter.
Werke aller Art. Trägt teils die
Kosten. Auss. günst. Beding.
Off. unt. J. 205. an Haasen-
stein & Vogler A.-G., Leipzig.

Kein Kranker und Nervenschwacher
lässe unversucht die

Elektrische Kuren

v. J. C. Brockmann, Dresden, Moszinskystr. 6. M
Eine Reform-Naturheilkunde, womit jeder
seine Kur im eigenen Heim ohne Berufs-
störung machen kann. Prospekte über Selbst-
behandlungsapparate gratis und franco. Gross-
artige Erfolge aktenmässig nachweisbar.

Cabinet-Comet
Graeger
Secht
Gold & Silber
Zu beziehen durch
die Weinhandlungen
Carl Graeger
Secht Kellerei
Hochheim a. M.

Eheschliessung in England!

Krafts Führer d. befr. Gesetze u. Ratgeber
für Reflekt. 1,50 M. durch alle Buchhandlungen,
Brock & Co., 90, Queenstr., London, E. C.

Original Englische Arbeit

MURATTI'S

Keine Fabrik in Deutschland

HIGH CLASS
CIGARETTES

Herbst- u. Winterkur!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Woche von M. 60.- ab.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau, tel. 21.
Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhstation)

für chronische innere Erkrankungen, neu-
rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände,
Diätetische, Spinnen- u. Entschlungskuren.
Für Erholungssuchende, Wintersport.
Nach allen Errungenschaften der Neuzeit
eingerrichtet. Windgeschützte, nebel-
freie, nadelholzreiche Lage. Sechöhe
450 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres
Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt daselbst
oder Administration in
Berlin S. W., Mückernstr. 118.

Allgemeine Ausstellung für Büro-Bedarf Ausstellungshalle am Zoolog. Garten Berlin, 5. bis 20. Oktober 1907

Es kommen zur Ausstellung:

Gruppe I. Mechanische zeitersparende Hilfsmittel.

- Klasse 1. Schreibmaschinen.
 " 2. Rechen- und Addiermaschinen.
 " 3. Vervielfältigungsapparate.
 " 4. Kopiermaschinen.
 " 5. Sprechmaschinen.
 " 6. Stenographiermaschinen.
 " 7. Telephonapparate.

Gruppe II.

Zubehörteile für die in Gruppe I benannten Klassen.

- Klasse 1. Farbbänder.
 " 2. Kohlepapiere.
 " 3. Vervielfältigungsfarben, Wachpapier und ähnliche Artikel.
 " 4. Schreibmaschinen-Vervielfältigungs- u. Kopierpapiere.
 " 5. Walzen für Sprechmaschinen.

Gruppe III.

Büromöbel u. Büroausstattung.

- Klasse 1. Schreibtische, Stühle, Registraturschränke und Kästen, Aktenständer, Barrieren, Abteilungswände, Telephonzellen, Tische, Schränke usw.

- Klasse 2. Beleuchtungsgegenstände, Ventilatoren, Linoleum, Teppiche, Vorhänge, u. sonstige Ausstattungsgutensilien.
 " 3. Geldschränke, Kassetten.

Gruppe IV. Bürobedarfsartikel.

- Klasse 1. Schreibutensilien.
 " 2. Geschäftsbücher.
 " 2. Tinten und andere chemische Produkte.

Gruppe V.

Technische Bürohilfsmittel.

Gruppe VI. Kartenregistratur, Statistik, Organisation.

Gruppe VII. Beförderungsmittel, Bekleidung.

Gruppe VIII.

Kollektiv-Ausstellungen.

- Klasse 1. Das kaufmännische Büro.
 " 2. Das technische Büro.

Gruppe IX.

Stenographie. Handelswissenschaft. Handelsschulwesen.

Gruppe X.

Literatur für das gesamte Ausstellungsgebiet.

Ausführliche Prospekte, Ausstellungspläne usw. versendet

Der Arbeitsausschuss.

(Offizielles Büro: Berlin W 15, Joachimsthalerstr. 45, Portal I.) Tel. VI, 8164.